

Lioba Meyer

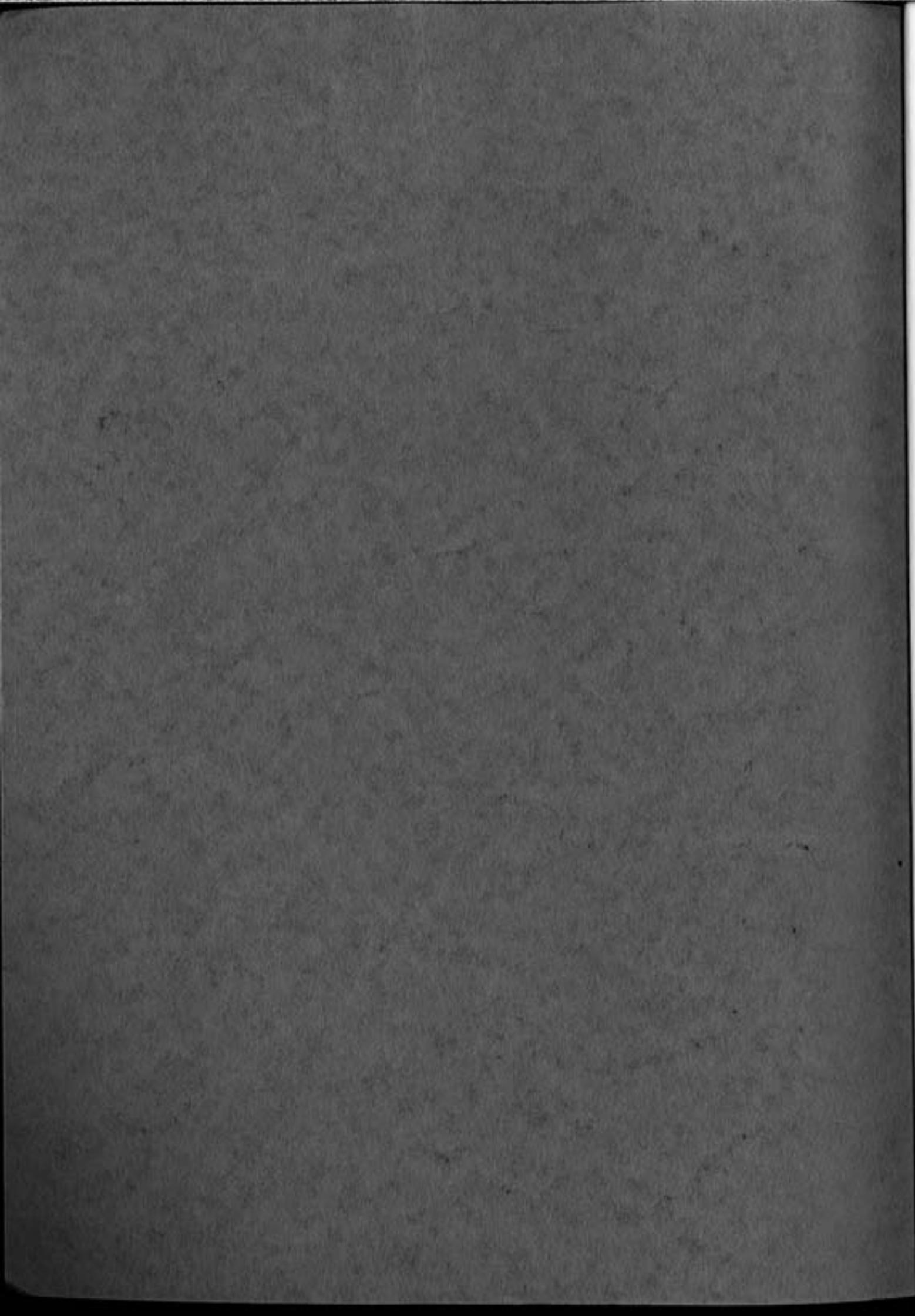
Das "andere" Oidenburg
Up disse Sit' van'n Kanal



Id

3808

Wenn die "Osternburger" erzählen ...



Lioba Meyer

Das "andere" Oldenburg

"Up disse Sit' van'n Kanal"

Wenn die Osterburger erzählen...

old

CW 3808

Universität
Oldenburg
Bibliothek

VORBEMERKUNG

Osternburg - ein Stadtteil von Oldenburg - entwickelte sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aus einer ehemals ländlich strukturierten Gemeinde zu einem Industrie- und Arbeiterviertel. Insbesondere die Oldenburgische Glashütte (OGA) mit ihren zahlreichen Werkswohnhäusern hat das Bild dieses Viertels entscheidend geprägt und die infrastrukturelle Entwicklung beeinflusst. Heute gibt es das Unternehmen nicht mehr, und es ist zu befürchten, daß seine Geschichte und die mit ihm verbundenen Menschen vergessen werden. Eine Aufarbeitung und Dokumentation der Geschichte der Glashütte aus wirtschafts- und technikgeschichtlicher Sicht kann notwendig nur ein Aspekt sein, geht man davon aus, daß die Geschichte einer Fabrik immer verbunden ist mit der Geschichte der Menschen, die darin arbeiten und umgekehrt.

Bei der Erforschung der Geschichte der Oldenburgischen Glashütte und der Menschen, die darin arbeiteten, spielt die erzählte Lebensgeschichte eine ebenso wichtige Rolle wie das Quellenmaterial aus Privat- und Firmenbesitz und kommunalen Archiven.

Seit drei Jahren treffen sich regelmäßig zumeist ältere Mitglieder des "Vereins zur Erforschung und Bewahrung der Geschichte der Glasindustrie und ihrer Arbeiter" e. V. in einem Gesprächskreis und erzählen von ihrer Kinder-, Schul- und Jugendzeit, den Wohnverhältnissen in den Werkssiedlungen, ihren politischen Aktivitäten, ihrer Freizeitgestaltung und ihren Arbeitserfahrungen auf der Glashütte.

Einige ehemalige Glashüttenarbeiter haben selber Erinnerungsberichte aufgeschrieben, z. B. Heinrich Lippert und Ewald Thewke. Beide stammen aus traditionellen Glasmacherfamilien, und beide haben in den 1920er Jahren auf der Glashütte eine Ausbildung als Dreher und Schlosser bzw. Maschinenbauer gemacht.

In ihren Berichten thematisieren sie jedoch nicht nur die Arbeitssituation auf der Hütte, sondern sie erzählen auch von ihren Erlebnissen in der Familie und den kulturellen und politischen Bedingungen in Osternburg.

Zu den Arbeitsbedingungen auf der Glashütte liegen inzwischen viele Einzelinterviews vor. Bei der Auswahl der Texte haben wir versucht, die Arbeitsverhältnisse verschiedener Zeitabschnitte zu berücksichtigen. Nur für die beiden letzten Jahrzehnte ist es schwierig, Interviewpartner zu finden. Die anfängliche Wut und Enttäuschung der Hüttenarbeiter über die Werksschließung schlug bald in Resignation um. Ohne Arbeit und mit rund 1.500,-- DM weniger Einkommen im Monat fühlen sie sich abgeschoben und deklassiert. Nur wenige sind bereit, über ihren vergangenen und gegenwärtigen Alltag zu erzählen. Nein, mit der Glashütte wollen sie nichts mehr zu tun haben.

Eine umfassende Geschichte Osternburgs muß noch geschrieben werden; hier liegen lediglich erste Mosaiksteinchen eines größeren Bildes vor. Immerhin, trotz aller Bruchstückhaftigkeit, lassen die skizzierten Arbeits- und Lebensverhältnisse ein Stück Osternburger Vergangenheit und Gegenwart sichtbar werden.

DIE OSTERNBURGER UND "IHRE" GLASHÜTTE

"Auf der Hütte wird wieder gearbeitet!" hieß es vor einigen Wochen in Osternburg. Aus dem Schornstein der Glashütte stieg Rauch. Sofort hatte sich das Gerücht verbreitet, ein Glasschmelzofen sei in Betrieb genommen worden. Andere wollten wissen, daß Dr. Oetker bzw. ein Unternehmer aus Japan demnächst dort einzöge. Die irrealen Hoffnungen auf eine Wiederaufnahme der Produktion mußten sich jedoch ebenso schnell verflüchtigen wie die Rauchwolken; denn wie sich später herausstellte, waren lediglich Industrieabfälle verbrannt worden.

Am 31. Mai 1983 wurde die Oldenburgische Glashütte (OGA) geschlossen: die meisten der ehemaligen Glashüttenarbeiter sind seitdem arbeitslos. Geht man heute in die menschenleeren Produktionshallen, bietet sich ein trostloses Bild: man sieht verfallene, halbabgerissene Schmelzöfen, drumherum Haufen von zerbrochenen Schamottsteinen, auf deren Oberflächen zentimeterdicke Reste erstarrten Grünlasses den abgebrochenen Produktionsvorgang noch erahnen lassen. Sturmschäden vom vergangenen Herbst sind nur notdürftig repariert worden, so daß man auf dem glitschigen Boden zwischen Wasser- und Ölpfützen balancieren muß. Im schwachen Licht der Notbeleuchtung lassen sich tiefe Schächte ohne Sicherheitsabdeckung ausmachen: hier standen vorher die Maschinen, die unmittelbar nach der Werksschließung ins Hauptwerk nach Gerresheim transportiert wurden. Übrig blieben Fragmente von Förderbändern und Gerüste, die in der Halle verstreut sind. In diesem Wrack von Fabrik soll jemals wieder Glas produziert werden?

138 Jahre lang wurden in dieser Fabrik Flaschen hergestellt, hatte sie mehreren Generationen Arbeit und Brot gegeben, war die soziale Struktur des Stadtteils Osternburg maßgeblich von der wirtschaftlichen Entwicklung der Hütte bestimmt - mit der Stilllegung ging diese Geschichte zuende.

Aufbau und Ausbau der Glashütte

Die Glashütte wurde 1845 gegründet und war zunächst nach heutigen Begriffen ein Handwerksbetrieb mit nur fünf Arbeitern. Sie vergrößerte sich dann bald, konnte jedoch in mehreren Jahrzehnten wechsellagerter Geschichte den Durchbruch zu einem bedeutenden Industriebetrieb nicht schaffen. Diese Entwicklung setzte erst in den 80er Jahren des vergangenen Jahrhunderts ein, als große Geldsummen für den Aufbau des Werks zur Verfügung standen und neue Absatzmärkte im Ausland erschlossen worden waren.



Glasfabrik zu Drilake bei Oldenburg, so nannte sich die Oldenburgische Glashütte bei ihrer Gründung im Jahre 1845

Die großen Investitionen waren in dieser Zeit für eine Glashütte von lebenswichtiger Bedeutung, da eine technische Neuerung eingeführt werden mußte, ohne die keine Fabrik auf Dauer konkurrenzfähig bleiben konnte. Dabei handelte es sich um Regenerativwannen, in denen permanent Glas geschmolzen wurde. Rund um die Uhr stand jetzt verarbeitungsfähiges Glas zur Verfügung. Vorher mußte nach der Schmelze der Ofen neu gefüllt werden, was zu Pausen von bis zu zwanzig Stunden in der Flaschenherstellung geführt hatte. Das neue Verfahren bot zudem mehr Werkplätze - bis zu 120 Glasmacher waren an einer Wanne tätig -, so daß im regelmäßigen Schichtbetrieb (bis 1908 zweimal 12 Stunden ohne Urlaub und Sonntagsruhe)



Glasmacher, Einträger und Lehrlinge mit Werkzeug und Flaschen
Gruppenbild vor der Hütte (um 1890)

erheblich mehr produziert werden konnte. Wie sehr die OGA darauf bedacht war, den Betrieb nach der modernsten Schmelztechnologie auszurüsten, zeigt sich daran, daß 1891 bereits fünf kontinuierlich arbeitende Glasschmelzöfen in Betrieb waren. Die Zahl der Beschäftigten betrug zu dieser Zeit 664, davon waren zwei Drittel gelernte Glasmacher, die täglich im Durchschnitt 15.000 Flaschen herstellten. Das neue Schmelzverfahren führte - abgesehen von einer Steigerung der Arbeitsintensität - nicht zu einer Veränderung der Arbeitsinhalte, denn nach wie vor mußte jede Flasche mit dem Mund geblasen werden.

Die Glasmacher - ein "Völkchen für sich"

Die Glasmacher waren gefragte Fachkräfte, die man - wollte man seinen Betrieb erweitern - anderen Firmen abspenstig machen mußte. In der Expansionsphase der 80er und 90er Jahre zogen Werber vor die Tore anderer Glashütten und versuchten, Glasmacher für ihre Auftraggeber abzuwerben. Prämien und Vorschüsse waren geeignete Lockmittel, Voraussetzung aber war, daß dem Arbeiter und seiner Familie eine angemessene Wohnung zu einem niedrigen Mietzins geboten wurde. Diese Wanderungsbewegung hatte eine jahrhundertealte Tradition, schon früher wechselten die Glasmacher mit ihren Familien zu einem anderen Unternehmer über, wenn ihnen bessere Bedingungen eingeräumt wurden oder aber eine Wanne wegen Reparaturarbeiten stillgelegt werden mußte.

Die OGA baute in Drielake etwa 220 Wohnungen, die ausschließlich den Glasmachern vorbehalten waren, Schmelzer, Schürer, Betriebshandwerker und Hilfsarbeiter, die sich weitgehend aus der einheimischen Bevölkerung rekrutierten, waren auf den freien Wohnungsmarkt angewiesen. Mit den Werkswohnungen besaß die Hüttenleitung auch ein sicheres Druck- und Machtmittel über die Belegschaft. Verlust des Arbeitsplatzes bedeutete gleichzeitig Verlust der billigen Werkswohnung,

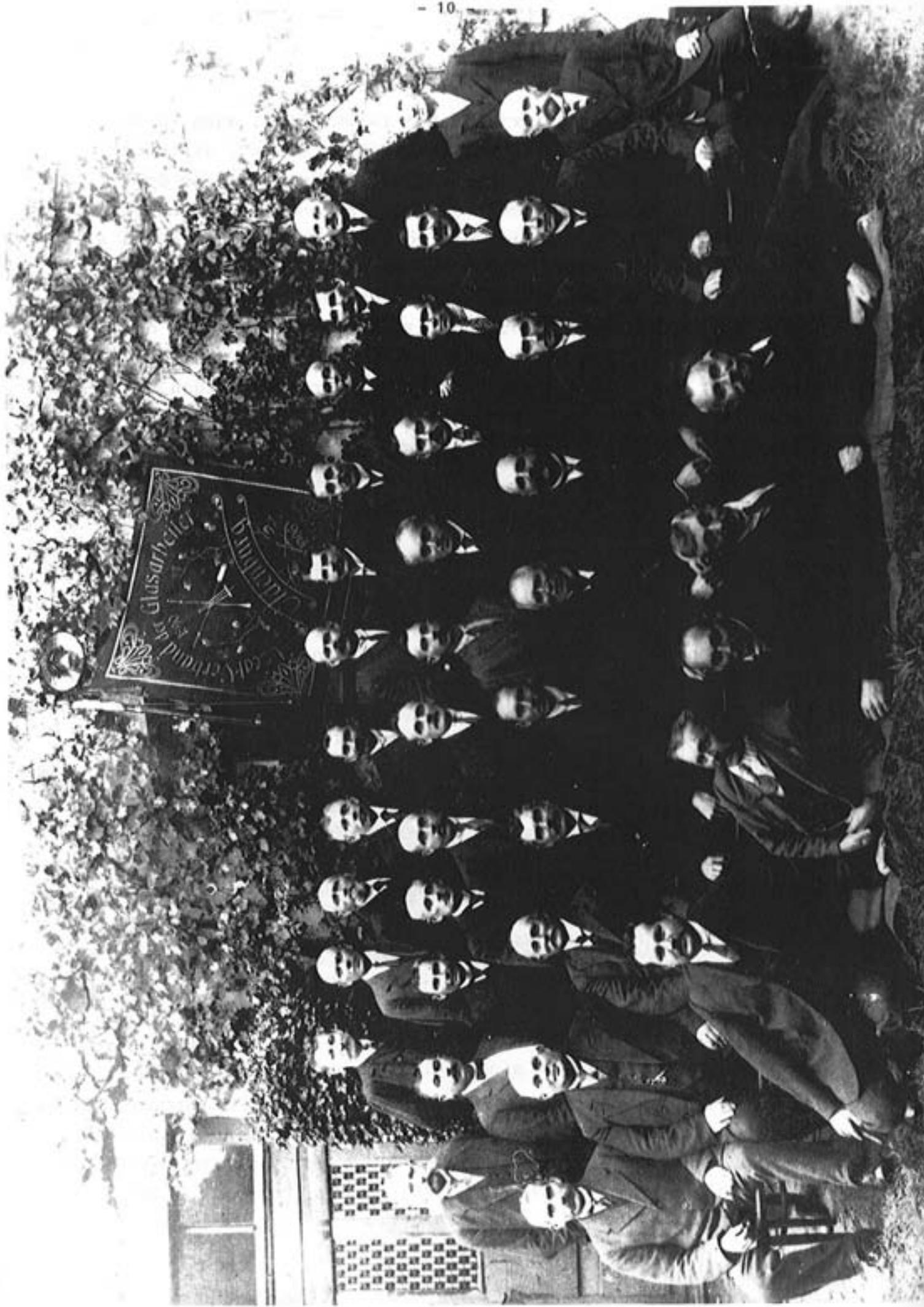
denn der Mietvertrag war an den Arbeitsvertrag gekoppelt. Auch streikende Glasmacher mußten mit ihren Familien die Wohnungen räumen. Waren dann Streikbrecher eingezogen, hatten sich die alten Mieter nach Beendigung des Streiks nach einer anderen Unterkunft umzusehen. Alle Glasmacher waren sich darin einig: Streikbrecher wurden isoliert. Freundschaft, Solidarität und Hilfsbereitschaft verweigerte man ihnen.



Korbflechter auf der Glashütte (um 1900)

Die Glasmacher waren hochqualifiziert und seit jeher sehr traditionsgebunden; oftmals erlernten viele Generationen nacheinander den Glasmacherberuf. Die Väter zeigten nur ihren eigenen Söhnen die Kunst des Glasblasens. Bis zu ihrem 14. Lebensjahr arbeiteten die Kinder neben der Schule

als Einträger oder Schmierjunge bei ihrem Vater. Nach ihrer Schulentlassung gingen sie bei ihm in die "Lehre", sie bekamen aber keinen Ausbildungsvertrag und besuchten keine Gewerbeschule, sondern wurden nach drei Jahren als Glasmacher eingestellt, sofern sie sich die notwendigen Kenntnisse und Fertigkeiten angeeignet hatten und eine Flasche gut blasen konnten. Nach der Jahrhundertwende übernahm die Hütte die Verantwortung für die Ausbildung. Nach wie vor war aber der Ausbilder - das konnte der Vater sein, der Bruder oder ein Verwandter - allein für die Vermittlung der notwendigen Kenntnisse und die Entlohnung zuständig. Die Glasmacher und Lehrlinge, die bis 1911 etwa 55 Prozent der Belegschaft stellten, blieben aufgrund ihrer Traditionsgebundenheit in den Fabrikstädten ein "Völkchen für sich" - in eigener Siedlung und in eigenen Vereinen. Noch heute existiert aus dieser Zeit die Osternburger "Arbeiterliedertafel", die im Mai dieses Jahres ihr hundertjähriges Jubiläum feiern konnte. Während der Zeit des Sozialistengesetzes diente sie auch als Deckmantel für politische Versammlungen. Denn es war leichter, einen Gesangverein der politischen Kontrolle zu entziehen, als einen politischen Verein oder einen Gewerkschaftsverband. Fast jeder Glasmacher war Mitglied eines Vereins. In Osternburg gab es noch den Arbeiter-Turn-Verein, den Arbeiter-Radfahrverein und den Fußballverein. Der Vorsitzende der Gewerkschaft der Glasarbeiter kritisierte diese "Vereinsmeierei": "In erschreckender Anzahl bestehen unter den Glasarbeitern diese der Ausbreitung des Verbandes hindernd im Wege stehenden Vereine und immer neue tauchen auf! Es soll nicht bestritten werden, daß Gesang-, Musik- und Turnvereine usw. einen edlen Zweck haben können und teilweise auch haben; jedoch ist es ebenso unbestreitbar, daß ein erheblicher Teil dieser Vereine in der Hauptsache nur "Vergnügungsvereine" sind". (Der Fachgenosse, 5.5.1900, Nr. 18, 16. Jg.)



Diese Kritik ist verständlich, denn 1891 waren von den rund 54.000 in Deutschland beschäftigten Glashüttenarbeitern lediglich 1561 gewerkschaftlich organisiert. Diese geringe Organisationsbereitschaft war nicht etwa darin begründet, daß es den Arbeitern auf den Glashütten besonders gut ging - im Gegenteil herrschten hier extrem schlechte Arbeitsbedingungen (Sonntagsarbeit, kein Urlaub, 12-Stunden-Schicht, Akkordarbeit, sehr hohe Temperaturen bis zu 80 Grad vor den Öfen usw.) -, sondern ein wesentlicher Grund lag darin, daß die Glasindustriellen das Koalitionsrecht nicht anerkannten und mit größter Härte bestehende Arbeitervereine zu zerschlagen versuchten. Wer als Sozialdemokrat oder Gewerkschafter bekannt war, wurde sofort entlassen und auf die landesweit zirkulierende "schwarze Liste" gesetzt. Funktionäre fanden in Deutschland im erlernten Beruf keine Anstellung mehr.

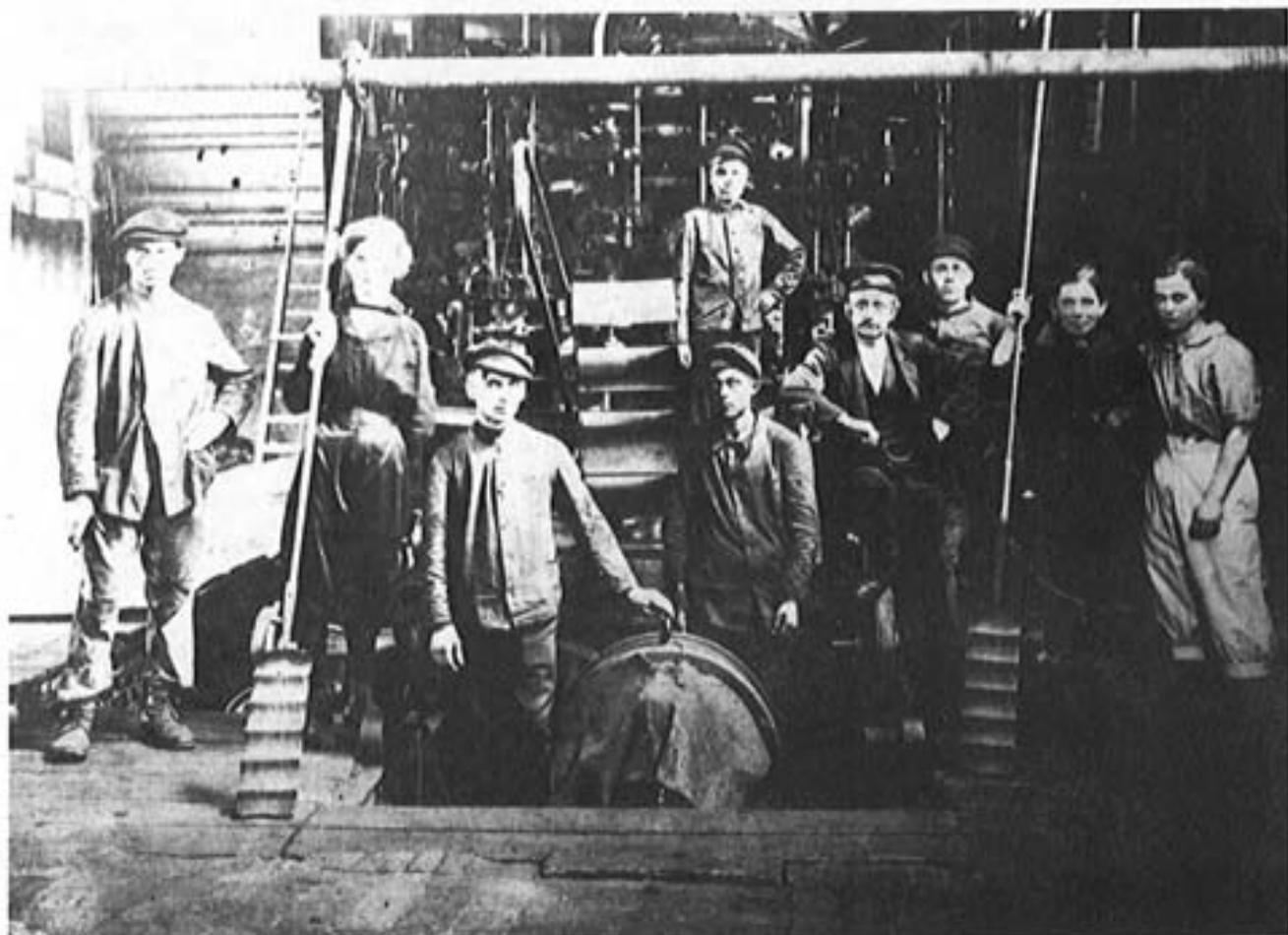
Die Osternburger Glasmacher hatten im März 1889 - also noch während des Sozialistengesetzes - einen "Fachverein der Glasarbeiter und verwandten Berufsgenossen zu Oldenburg i. Gr." gegründet. Rücksichtslos verfolgte der damalige Direktor August Schultze diesen Verein. Er kündigte nicht nur den organisierten Arbeitern, sondern verhinderte auch, daß diese auf anderen Hütten Arbeit bekamen.

Oldenburg, 2. Oktober. Wie der Herr Direktor Schulze gegen die Organisation der Glasmacher wüthet, zeigt bereits die neulich gemeldete Entlassung von zwei Glasmachern. Seine rücksichtslose gehässige Kampfweise wird aber noch greller beleuchtet, wenn man bedenkt, daß er die auf Grund der Zugehörigkeit zum Glasarbeiterverband entlassenen Arbeiter durch schwarze Listen auch auf anderen Glashütten verfolgt. So wurden f. Bt. 11 Glasmachern, als sie in Oldenburg entlassen, in der Glashütte zu Hainholz bei Hannover Arbeit erhielten, gesagt, daß sie zwar auf der Oldenburger schwarzen Liste stünden, aber doch Arbeit erhalten sollten. Als sie kaum 14 Tagen in Arbeit waren, kam eines schönen Tages Herr Schulze nach Hainholz und hatte mit der Direktion eine Besprechung. Daß die auf seinem Werke in Oldenburg entlassenen Arbeiter hauptsächlich Gegenstand der Verhandlungen waren und seinen Zorn und Haß uns auch noch in Hainholz verfolgte, erhellt daraus, daß andern Tags 4 Mann, wahrscheinlich die vermeintlichen Rädelsführer gekündigt wurden. Als diese 4 Mann nach dem Grunde der Kündigung sagten, wurde ihnen gesagt, die Direktion sei gezwungen sie zu entlassen. Es beweist dies ferner, daß Schulze die treibende Kraft ist, welche seine Kollegen und Unternehmer veranlaßt, gegen die Organisation der Glasmacher Stellung zu nehmen, schwarze Listen anzufertigen und die Glashütten ausgesprochenen Verbändlern zu verschließen.

Aus:
Norddeutsches Volks-
blatt, 03.10.1890

Automatisierung - "Aus" für die Glasbläser

Seit Beginn dieses Jahrhunderts drohte den Glasmachern aber nicht nur aus politischen Gründen die Arbeitslosigkeit: Die automatische Flaschenblasmaschine - eine Erfindung des Amerikaners Michael Owens - leitete die zweite revolutionäre Umstellung in der Flaschenproduktion ein. Ein Konsortium deutscher Glasindustrieller kaufte im Jahre 1907 in Absprache mit Unternehmen anderer europäischer Länder für 12 Millionen Mark das Owens-Patent. Die OGA gehörte in Deutschland zu den ersten Betrieben, die die automatische Flaschenblasmaschine aufstellten. Eine Owensmaschine produzierte täglich 24.000 bis 30.000 Flaschen. Für diese Tagesleistung, die vorher 120 Glasmacher erforderte, wurden



Arbeiter vor einer der ersten Owensmaschinen in Oldenburg (1917)

nunmehr lediglich 15 angelernte Kräfte benötigt - die Tagesarbeit eines Glasmachers war damit in zehn Minuten erledigt. Für das traditionelle Glasmacherhandwerk bedeutete das den Beginn des Niedergangs: die meisten Glasmacher wurden entlassen oder zumindest dequalifiziert, da sie nur noch als Maschinenbediener bzw. -warte beschäftigt wurden.

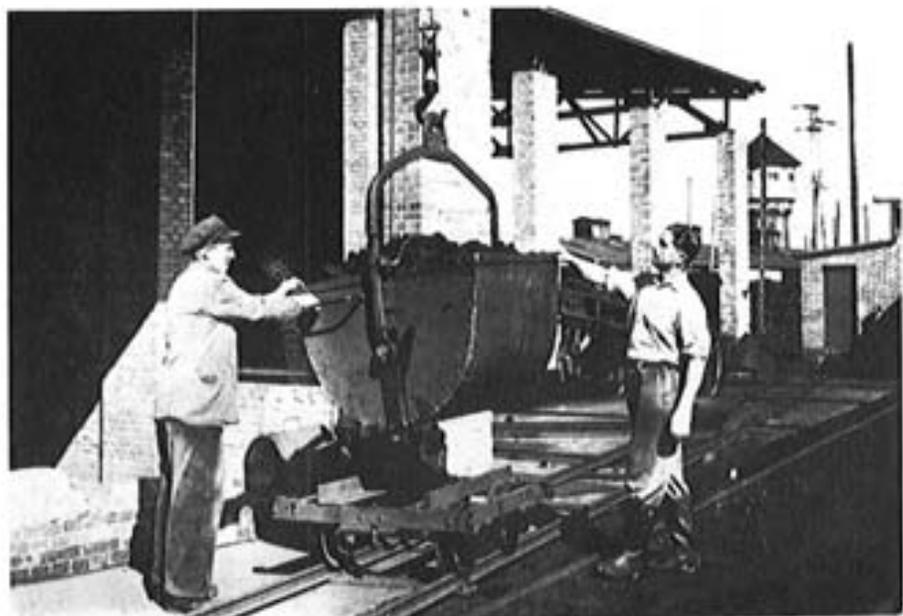
Nach dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges verlor die OGA ihre Absatzgebiete im Ausland, die sie auch nach dem Krieg nicht zurückerobern konnte. Die beiden Großkonzerne Gerresheim und Siemens beherrschten mittlerweile nicht nur den Inlandsmarkt, sondern es gelang ihnen in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts auch, einen Teil der bereits verlorenen Exportmärkte zurückzuerobern. Die neue Technologie ermöglichte außerdem eine Produktivitätssteigerung, so daß 1929 doppelt soviel Flaschen produziert wurden wie vor dem Krieg. Inflation und Weltwirtschaftskrise beeinträchtigten gegen Ende der zwanziger Jahre die Massenkaufkraft und ließen den Absatz stagnieren. Die infolge dieser Entwicklung Anfang 1930 gegründete Deutsche Flaschenverkaufs GmbH in Düsseldorf legte das Kontingent der Flaschenproduktion und den Verkaufspreis fest. Mitglieder des Verbandes war 14 Firmen, darunter die OGA. Das größte Mitglied, nämlich Gerresheim, besaß bei der OGA die Aktienmajorität, und auf beide Betriebe zusammen entfielen mehr als ein Drittel der Gesamtquote. Die der OGA von dem Syndikat zugeteilte Quote (9,17 Prozent) reichte nicht aus, die Rentabilität der oldenburgischen Hütte zu gewährleisten. Sie verkaufte deshalb ihr Produktionskontingent an Gerresheim und an eine Glashütte in Aachen und legte den Betrieb 1932 still. Als sich Mitte der dreißiger Jahre die Lage auf dem Flaschenmarkt etwas gebessert hatte, nahm die OGA die Produktion 1935 mit etwa 100 Beschäftigten wieder auf.

Nach dem Zweiten Weltkrieg zog die Gerresheimer Glas AG ihren Aktienanteil aus der OGA. Das verbliebene Kapital der OGA reichte für die notwendigen Modernisierungsmaßnahmen nicht aus - auch nach der Fusion mit der Siemens-Glas AG

1955 gelang keine Rentabilitätssteigerung, so daß das Unternehmen 1957 in Konkurs ging.



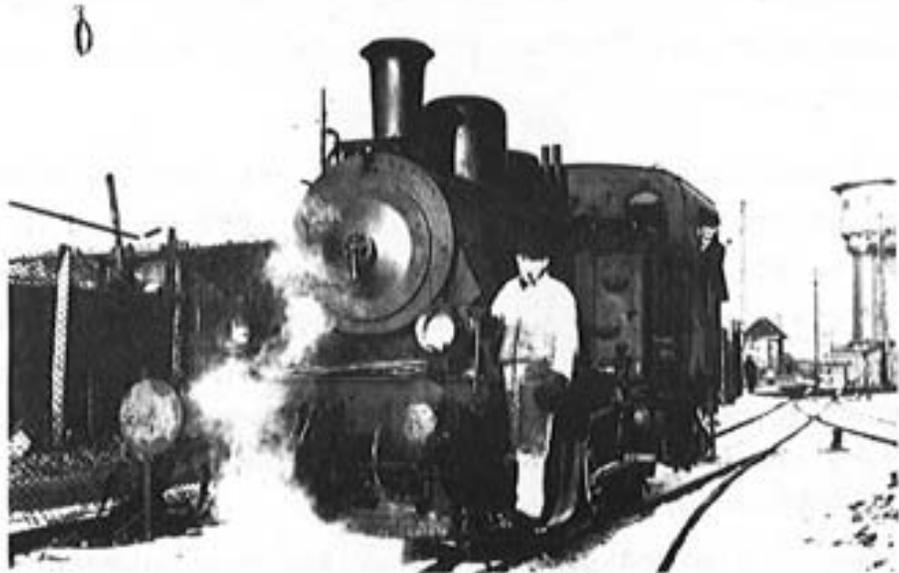
Hüttenarbeiter in den 50er Jahren



Die Kohlen wurden per Hand aus dem Eisenbahnwaggon in Kübel geschaufelt und dann mit dem Aufzug in das Generatorenhaus hochgehievt. Die Bestückung der Generatoren für die Gasaufbereitung erfolgte bis 1957 ebenfalls von Hand. (Aufn. 50er Jahre)



Faint text at the bottom of the page, possibly a caption or a page number, which is illegible due to the low contrast and fading.



Über einen eigenen Gleisanschluß besaß die Hütte eine direkte Verbindung an das Eisenbahnnetz der Bundesbahn. Mit der Werkslokomotive wurden die Waggons mit den Rohstoffen und Fertigwaren zum Bahnhof und zurück gezogen.

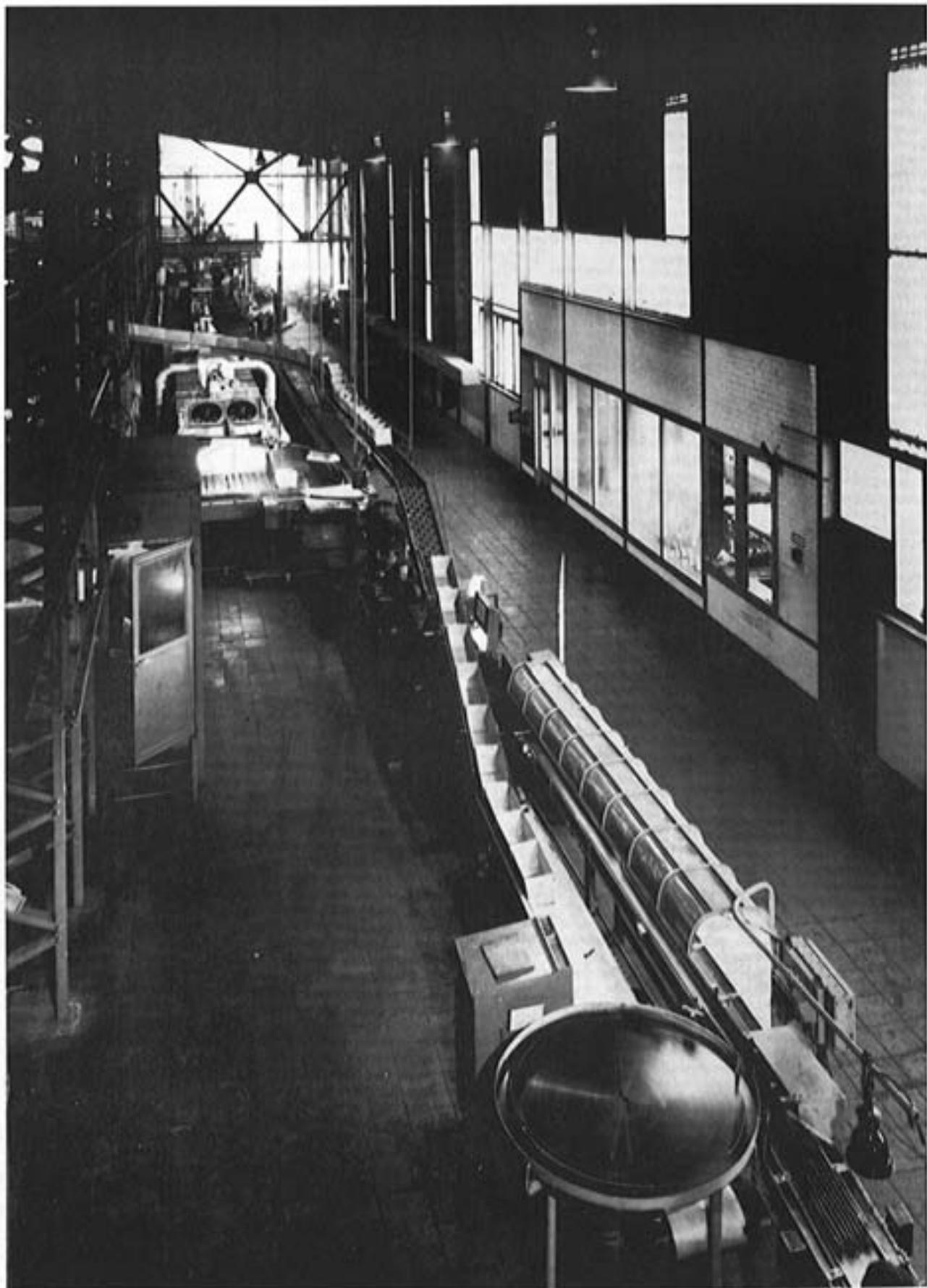
Danach übernahm die Gerresheimer Glas AG die mittlerweile völlig veraltete Fabrik, ließ die Gebäude abreißen und technologisch hochentwickelte Maschinen in neuen Produktionshallen aufstellen. Die OGA entwickelte sich in den folgenden Jahrzehnten unter Gerresheimer Leitung zu einem der größten Industriebetriebe Oldenburgs. Als sie 1970 auf ihr 125jähriges Bestehen zurückblicken konnte, produzierte sie mit etwa 700 Beschäftigten täglich im Durchschnitt 1,2 Millionen Getränkeflaschen und andere Glasprodukte. Die Wirtschaftskrise in der Bundesrepublik in der Mitte der 70er Jahre und die verregneten Sommer ließen die Nachfrage nach Flaschen stagnieren. Durch die anhaltende Produktivitätssteigerung in der Glasherstellung verschärfte sich die Krise und führte im Gerresheimer Konzern zu Überkapazitäten

von 12 bis 15 %. Das Unternehmen verzeichnete einen Verlust von 50 Mio. DM. 1978 wurde das gesamte Management an der Spitze des Konzerns ausgewechselt und innerhalb weniger Jahre brachte die neue Führung mit rigorosen Rationalisierungsmaßnahmen und Massenentlassungen den Konzern wieder in die Gewinnzone.

Von Rationalisierungsmaßnahmen war nicht nur das Oldenburger Werk betroffen. Zwischen 1979 und 1982 wurden drei Zweigwerke stillgelegt, während gleichzeitig in anderen Tochterwerken größere Maschinen aufgestellt wurden. Kurz vor der Jahreswende 1982/83 wurde im Hauptwerk Gerresheim eine neue Schmelzwanne in Betrieb genommen, die der halben oldenburgischen Produktionskapazität entsprach. Im hiesigen Betrieb wurden zwei Produktionslinien stillgelegt, aber entlassen wurde niemand. Die Arbeiter konnten entweder an einem anderen Arbeitsplatz untergebracht werden oder vorzeitig in Rente gehen, wenn sie älter als 58 Jahre waren. Dieser scheinbar "gute" Sozialplan sollte Ruhe im Betrieb wahren; denn die Stilllegung des Oldenburger Werks war hinter den Türen des Konzernvorstands schon beschlossene Sache. Völlig überraschend traf die Nachricht der bevorstehenden Werksschließung am 8. Januar 1983 die Oldenburger Kollegen. Es hieß, es bestünden Überkapazitäten von 100.000 t Behälterglas und genau diese Menge würde in Oldenburg produziert. 424 Beschäftigte verloren ihren Arbeitsplatz, viele von ihnen waren 20 Jahre und länger auf der Hütte tätig gewesen. Der Protest der Kollegen, Gewerkschaften, Bürgerinitiativen, Parteien, Verbände und der Stadt Oldenburg konnten die Stilllegung nicht verhindern.



Bau des Rohstoffturmes (1959)



Automation in der Kartonagehalle (1968)

Stillegung der Oldenburgischen Glashütte im Mai 1983

Betroffene Arbeiter erinnern sich an den Tag, an dem die Schließung des Werkes bekannt wurde. Herr B.:

"Das war im Januar, als ich das erste Mal davon hörte. Das vergeß' ich nie. Ich ging zur Arbeit - Spätschicht. Da kam ein Kollege an und sagte: 'Hör mal zu, die Hütte wird dichtgemacht!' Da hab ich zu ihm gesagt: 'Du bist verrückt! Da hab' ich vorher nie was von gehört.' Ja, und dann kam ich zur Hütte, da standen vor dem Eingang zwei Reporter, kam der eine her und sagte: 'Na, was meinen Sie dazu, die Hütte wird ja geschlossen?' 'Ja, hab' ich gerade von gehört, ich weiß noch gar nichts Genaues.'

Na ja, dann ging die Schicht los. Die Kollegen standen alle auf'm Haufen. Und dann kam der Abteilungsleiter an und sagte, daß wir trotz alledem weiterarbeiten müßten. Da hab' ich zu ihm gesagt: 'Gucken Sie sich nur die Leute an, die können doch gar nicht mehr arbeiten. Die stehen doch alle vollkommen unter Schockwirkung. Wie sollen die denn überhaupt noch arbeiten?' Ja, aber es lief ja alles, und es ging alles weiter.

Im September oder Oktober wurde noch zu uns gesagt, wir stehen noch gut auf dem Markt mit dem Absatz, wir kriegen neue Maschinen, wir kriegen bessere Maschinen, die noch mehr rauswerfen. Dann im Januar, am 13. Januar war das, da kriegten wir dann zu hören, der Laden wird dichtgemacht. Da steht man natürlich da. Also, man ist total verschaukelt worden. Tja, und dann gings natürlich los, was soll werden?

Dann kam die Betriebsversammlung; da haben 'se uns das ja alles schön brühwarm erzählt, was da so los ist: Absatzschwierigkeiten usw. Aber da hatten 'se schon beschlossen, daß der Laden dichtgemacht wird. Zuerst waren die Kollegen noch ganz ruhig, aber nachher waren sie sehr aufgeregt. Da sind auch harte Worte gefallen. Aber man merkte doch, daß man gegen die da oben nicht an kam. Daß die doch eben den längeren Arm hatten. Nachher haben wir immer noch gehofft, na, vielleicht wird das noch was. Viele Kollegen hatten ja auch gebaut. Vor allem die jungen Leute, die standen da: Was soll werden? Ich weiß von zwei Kollegen, der eine hatte gebaut, der mußte 1650,- DM abbezahlen; tja, der andere hatte seinen Bau halb fertig, da sagte er: 'Ich kann dat Ding man verkaufen, ich schaff's nicht mehr.' Die standen beide beim Pförtner und weinten, das weiß ich heute noch. Ja und, was sollen 'se machen? Arbeit gibt's ja nicht mehr."

Ein anderer Hüttenarbeiter, Herr D., berichtet:

"Ich hatte Nachtschicht gehabt. Ich ging mit meiner Tochter spazieren. Da sagte 'ne Bekannte zu mir, die wohnt auch hier in der Straße, sie hätte im Radio gehört, die Glashütte macht zu! Da hab' ich zu ihr gesagt: 'Sie spinnen wohl, das kann ich nicht glauben, das glaub ich nicht!' Fremde Leute müssen einem das erzählen, die hatte das im Radio gehört. Hab' ich auch gar nicht geglaubt, und ich hab' denn abends meine Zeitung geschnappt und bin zur Hütte gefahren, und denn hab' ich es da ja auch gehört."

Oldenburgische Glashütte soll im April geschlossen werden

424 Arbeitsplätze betroffen — Überkapazitäten als Grund angegeben

Oldenburg/Düsseldorf. Die Oldenburgische Glashütte an der Stedinger Straße soll zum 30. April dieses Jahres geschlossen werden. Dies hat jetzt der Vorstand der Gerresheimer Glas AG in Düsseldorf, zu dem die Glashütte gehört, beschlossen. Von der beabsichtigten Schließung des Zweigwerkes wären in Oldenburg 424 Arbeitsplätze betroffen. Bereits in den nächsten Tagen sollen Verhandlungen über einen Sozialplan aufgenommen werden.

Das Düsseldorfer Unternehmen begründet die geplante Werksschließung vor allem mit einer rückläufigen Nachfrage nach Behälterglas. Hierzu gehören Getränkeflaschen, Konservenglas und Glasverpackungen. Im vergangenen Geschäftsjahr 1982 habe Gerresheim rund fünf Prozent weniger Behälterglas abgesetzt als im Vorjahr. Wie vom Fachverband Hohlglasindustrie in Düsseldorf bestätigt wurde, gilt diese Größenordnung auch für die gesamte Behälterglasindustrie.

Bei Gerresheim geht man davon aus, daß sich dieser Trend in der nächsten Zeit fortsetzen wird. Ein Unternehmenssprecher bezifferte die Überkapazitäten bei seinem Unternehmen

auf rund 100 000 Tonnen bei einer Gesamtproduktion von 800 000 bis 900 000 t Behälterglas im Jahr. Obwohl im November vergangenen Jahres bereits das Werk Minden stillgelegt worden sei, habe damit das Problem der Überkapazität nicht gelöst werden können. Mit der Schließung des Werkes Oldenburg mit einer Jahreskapazität von 105 000 t Behälterglas glaubt man, die Produktion der zu erwartenden Nachfrage anpassen zu können.

In Oldenburg wollte man zu der geplanten Werksstilllegung keine Stellungnahme abgeben. Man wolle erst die Belegschaft auf einer Betriebsversammlung am Montag unterrichten. Bestä-

tigt wurde lediglich, daß auch die Oldenburger Werksleitung erst gestern unterrichtet worden sei. In Oldenburg werden vor allem Flaschen, Glaskonserven und pharmazeutische Glasartikel hergestellt.

Nach den letzten verfügbaren Zahlen erwirtschaftete Gerresheim im Geschäftsjahr 1981 im Behälterglasbereich einen Umsatz von 641 Millionen DM. Der Jahresüberschuß der Gruppe betrug 36 Mio DM. Informationen zum Geschäftsergebnis der Oldenburgischen Glashütte werden nicht gegeben. 1982 dürfte aber vor allem die Anhebung der Sekt- und Branntweinsteuer der gesamten Branche Absatzeinbußen gebracht haben.

Nach Angaben aus Düsseldorf sollen für die 424 Mitarbeiter der seit 1958 zur Gerresheimer Glas AG gehörenden Oldenburgischen Glashütte in den nächsten Tagen Verhandlungen über einen Interessenausgleich und einen Sozialplan aufgenommen werden.

Solidarität mit den Hüttenarbeitern

Die angekündigte Schließung der Hütte löste Wut und Empörung aus, aber auch eine breite Welle der Solidarität. Sofort beteiligten sich Vertreter aller Parteien, Glashüttenarbeiter, Gewerkschaften, Gemeindemitglieder der Evangelischen Kirchengemeinde Osternburg-Drielake, Vertreter aller Osternburger Vereine und der Kaufmannschaft an der Bürgerinitiative "Rettet unsere Glashütte". Zu ihrem Sprecher wählten sie den Pastor der Evangelischen Kirchengemeinde, Herrn Wöbcken.



In ihrem Aufruf verurteilten sie die Pläne der Konzernleitung und forderten diese auf:

"Revidieren Sie Ihren folgenschweren Entschluß, diese traditionsreiche Hütte zu schließen!"

Die beabsichtigte Schließung würde die Beschäftigten der Hütte, ihre Familien und den ohnehin schon benachteiligten Stadtteil Osternburg besonders hart treffen, deshalb appellierten sie an die Verantwortlichen:

"Unsere Glashütte darf nicht sterben, damit Osternburg lebt."



Die Bürgerinitiative sammelte über 3000 Unterschriften gegen die geplante Schließung. Belegschaften zahlreicher Betriebe und Bürger der Stadt Oldenburg und Umgebung erklärten sich solidarisch mit dem Anliegen der Initiative. Zum 1. Februar 1983 riefen sie zu einer Demonstration von der Glashütte durch die Innenstadt auf. Auf der Abschlußkundgebung auf dem Marktplatz, an der zahlreiche Vertreter des öffentlichen Lebens teilnahmen, bezeichnete Pastor Wöbcken die Schließungspläne als unmenschlich und appellierte an die Konzernleitung, von einer Schließung abzusehen, denn die Hütte sei nicht zuletzt lebenswichtiges Kernstück der sozialen Struktur des Stadtteils Osternburg-Drielake. Unverständnis äußerte der Sprecher des Betriebsrates der Glashütte, Rudi Mecklenburg:

"Die Schließung eines ganzen Betriebes mit 424 Arbeitsplätzen nur aus Profitgier, das will uns nicht in den Kopf."

**Pastor: Es geht
unerbittlich um
Parteien zur Schließung
der Glashütte**

Lambsdorff soll mit Unternehmensleitung
Initiative gegen

**„Eine rücksichtslose
Rationalisierungspolitik“
Arbeitsgemeinschaft: Produkt:
Anruf bis nach Bonn
schon verteilen**

**Stadt schickte noch
einen Eilbrief
an den Aufsicht**

Niewerth und Wandscher wollen Gesprächstermin
Schreiben an

**„Schließung der
Glashütte über
und rückwärts“**

Appell an sozialpolitische Verantwortung
Gestern Demonstrationmarsch und Kundgebung gegen geplante Schließung der Glashütte
Arbeitsminister

Einen vergleichbaren einhelligen Protest auf breitester Basis hatte es bis dahin selten in Oldenburg gegeben. Dennoch: Trotz vielerlei Protestaktionen konnte die Schließung nicht verhindert werden.

Der letzte Arbeitstag auf der Hütte

Resignation zeichnet sich in den Gesichtern der ehemaligen Hüttenarbeiter ab, wenn sie an den letzten Arbeitstag erinnert werden. Mit dem Betrieb identifizierten sie sich, und sie glaubten, dort einen "sicheren" Arbeitsplatz gefunden zu haben. Er war für sie "use Hütte". Die Stilllegung der Hütte zerstörte einen wesentlichen Teil ihres Lebensinhaltes.

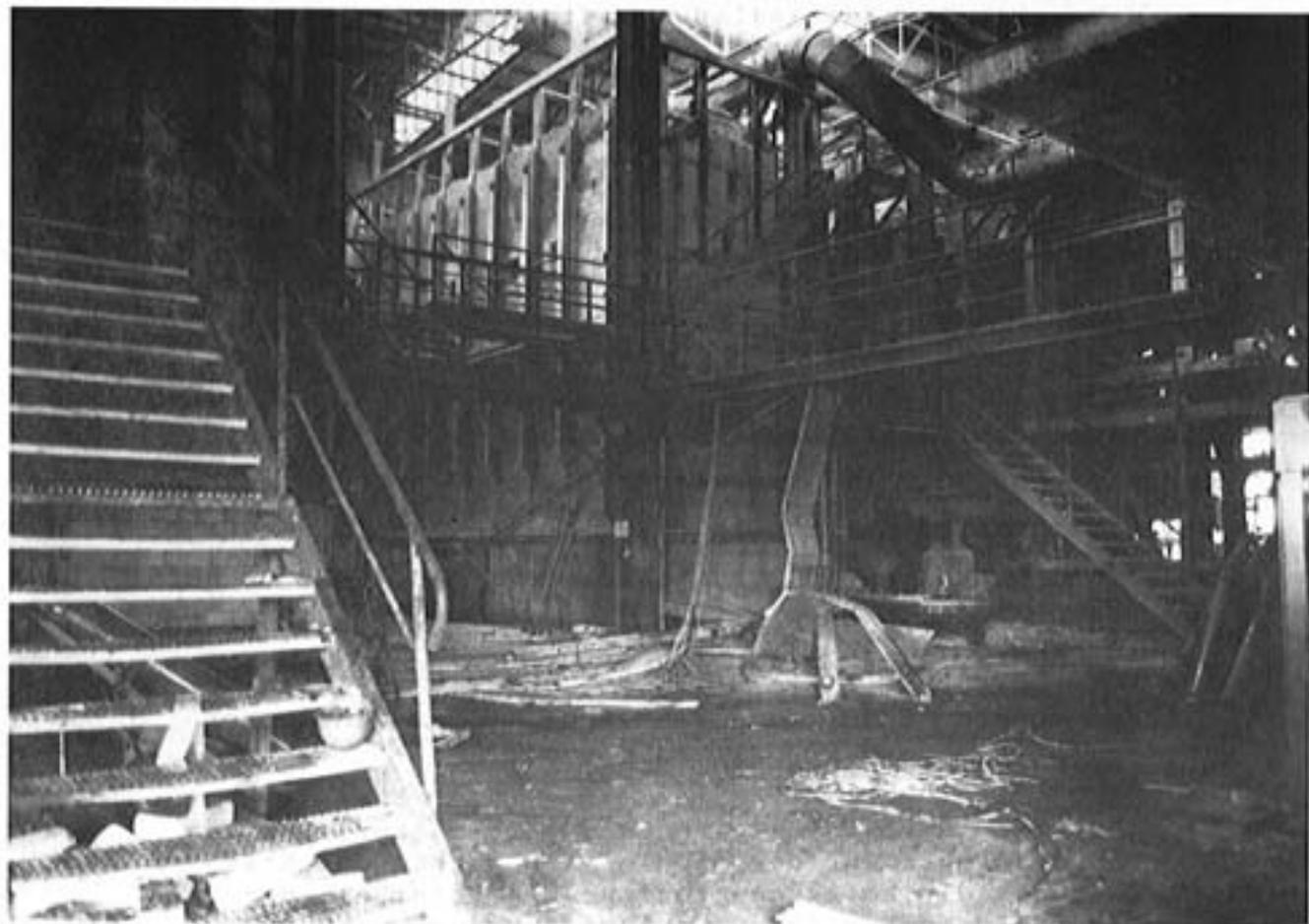
Herr K. und Herr U. arbeiteten beide über 20 Jahre auf der Hütte. Ihre Stimme klingt traurig, wenn sie vom letzten Arbeitstag erzählen:

Herr K.:

"Ich war in dem Bereich der Glasherstellung beschäftigt. Am letzten Tag hatte ich Spätschicht. Und als ich mittags zur Schicht kam, da hatte man die Wanne A, die Braunglaswanne, schon abgelassen, und dann war nachmittags die Wanne B dran, also die Weißglaswanne. Die wurde dann gelöscht. Ja, ich hab' die Schicht bis 22.00 Uhr gemacht, und während dieser Zeit wurde eben das Glas abgelassen. Dann hab' ich meine Tasche geschnappt, viele Kollegen zur Verabschiedung waren ja nicht da. Mein Abteilungsleiter war noch da, der das Ganze noch überwachen mußte, daß das alles ordnungsgemäß vonstatten ging. Wir beide haben uns noch mal eben die Hand gegeben, und dann war der Arbeitstag für mich gelaufen. Da waren zwanzig Jahre rum!"

Herr U.:

"Jeden Dienstag und Donnerstag kriegte ich die Umbaupläne. Auf diesen Plänen stand genau drauf, was alles umgebaut werden mußte, wenn z. B. die Flaschensorte gewechselt wurde. Der letzte Plan war für den Zeitraum vom 19. Mai bis zum 1. Juni. Am 31. Mai stand das Ding, da gab's keine Umbauten mehr. Am 29. ging das los, die erste Maschine wurde außer Betrieb genommen. Dann kam der 30. Mai., dann kam nichts mehr, keine Umbauten mehr. Da stand auf den Plänen nur noch: Außerbetriebnahme, Außerbetriebnahme, Außerbetriebnahme."



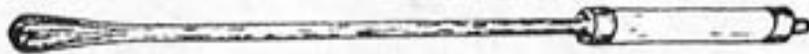
Etwa zwei Jahre liegen zwischen den beiden Aufnahmen

Bild oben: Kühlofenhalle (1983); Bild unten: Demontierte Produktionshalle (1985)

ARBEITSALLTAG AUF DER GLASHÜTTE

Die Glasmacher auf der Bohle

Die Arbeit des Glasmachers bei den alten Ägyptern war noch sehr mühevoll und zeitraubend. Die Herstellung einer Vase oder Schale dauerte mehrere Tage; kunstvolle Glasprodukte waren daher teure und begehrte Schmuckstücke. Die Erfindung der Glasmacherpfeife im 1. Jahrhundert v. u. Z. leitete eine neue Epoche in der Glasverarbeitung ein. Sie ermöglichte ein schnelleres Arbeiten, so daß jetzt auch Gläser und Flaschen für den täglichen Gebrauch hergestellt werden konnten. Über 2000 Jahre, bis zur Einführung der maschinellen Flaschenproduktion zu Beginn dieses Jahrhunderts, blieb die Glasmacherpfeife das wichtigste Handwerkszeug des Glasmachers.



Glasmacherpfeife

Die Glasmacherpfeife besteht aus einem 1,50 m langen Eisenrohr, das 2 cm im Durchmesser mißt und am unteren Ende etwas aufgetrieben ist. Die obere Hälfte ist in der Regel mit einem Mantel aus Holz umgeben, damit es, wenn es heiß ist, ohne Beschwerden gehalten werden kann. Das obere Ende, das "Mundstück", dient zum Einblasen der Luft; und mit dem unteren Ende, dem "Nabel", nimmt der Glasmacher aus dem Hafen die notwendige Menge Glas.

"Mit so 'ner Pfeife ging der Külbelmacher, das war der Jüngste auf der 'Bohle' (so nannte der Glasmacher die hölzerne Arbeitsbühne unterhalb der Arbeitslöcher um den Schmelzofen herum) rein in den

Ofen, pickte nur so 'n kleines bißchen Glas dran. Weiter nichts. Pustete eben ganz kurz und es kam so 'n kleiner Ballon raus. Dann stellte er die Pfeife mit dem Külbel, so nannte man das erste, was da aus dem Ofen geholt wurde, in das Gestell zurück, wo weitere fünf, sechs Pfeifen hingen. Das war seine ganze Arbeit, der kriegte auch am wenigsten Lohn. Und jetzt kam der Meister! Also das war kein Meister im heutigen Sinne, sondern der Glasmacher, jetzt ging dieser noch einmal in den Ofen rein mit diesem Külbel, mit diesem kleinen aufgeblasenen Ballon, und drehte noch mehr Glas rauf. Die Menge hatte er im Gefühl. Der Külbel vermischte sich mit dem frischen Glas. Der Meister zog die Pfeife raus, mußte jetzt aber ständig pusten, damit das Glas eine gewisse Form kriegte. Und dann schwenkte er seine Pfeife nach unten und nach oben und über'n Kopf und ... je nach dem. Er war in ständiger Bewegung und damit das Glas nicht zu schnell abkühlte und lange genug verarbeitungsfähig blieb, mußte er das Glas immer wieder im Ofen erwärmen.

Unten unter der Bohle saß der Formenhalter. Das war meistens ein Mädchen oder ein junger Bengel; 14/15 Jahre alt, je nachdem, ob es ein Familienmitglied war oder nicht. Der Formenhalter saß auf einem Hocker und hatte seine Form aufgemacht, wenn der Papa jetzt von oben kam mit seiner Pfeife, dann mußte er genau aufpassen.

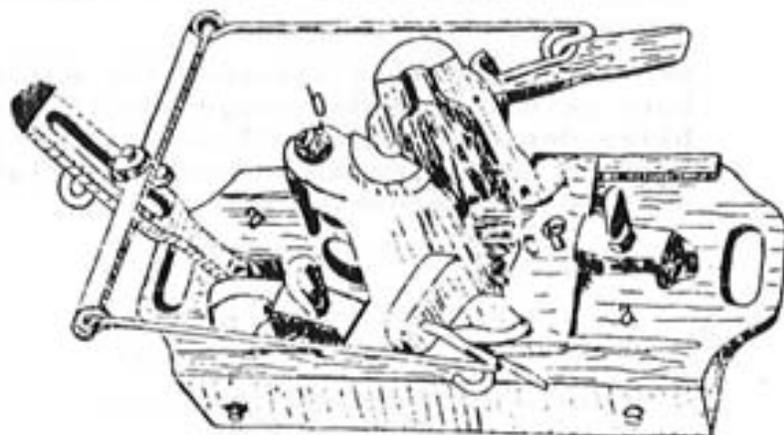
Der noch unfertige Glasbehälter wurde nun in die Form gelegt, die der Junge sofort verschloß. Dann blies der Glasmacher mit seiner Pfeife noch einmal kräftig in die Form, wodurch die Flasche ihre endgültige Form erhielt.



Klotz bzw. Motze

Wenn der Junge nicht aufgepaßt hatte, dann kriegte er einen Fußtritt auf den Kopf. Ich arbeitete z.T. noch mit Holzformen, damals gab's aber auch schon Formen aus Eisen. Wenn das Glas soweit erstarrt war, dann gab der Meister dem Jungen da unten ein Zeichen - man hatte das im Gefühl - und die Form wurde aufgemacht. Neben dem Formenhalter stand ein Tischchen, da hatten 'se kleine Asbestschnippchen drauf liegen. Mit einem Messer, das der Junge vorher in den Wassereimer, der immer neben ihm stand, getaucht hatte, trennte er die Pfeife von der Flasche und tippte so eben auf die Form und die Flasche fiel auf das Tischchen. Dann kam der Einträger oder die Einträgerin, nahm dat Ding, legte es auf die Einträgergabel und lief so zehn/zwölf Meter zum Kühllofen, dort wurde die Flasche sorgfältig "eingepflegt", denn nur heile Flaschen wurden bezahlt. Der Kühlprozeß dauerte, je nach Artikel, 2 - 3 Tage.

Trat der Glasmacher mit dem Fuß auf das Pedal, öffnete sich die Form und die Flasche, die noch an der Pfeife hing, konnte herausgenommen werden.



Ich habe auf der Glashütte angefangen als Einträger, ich war so 'n Schnöselchen von 14 Jahren. Ostern aus der Schule gekommen, und 8 oder 14 Tage später bin ich denn gleich inne Glashütte rin, mit 11 Pfg. Stundenlohn. Leben konnte ich von dem Lohn nicht, ich wohnte noch zu Hause. Ein Glasmacher hat damals in der Woche ca. 20 bis 25 Mark verdient."

(Erzählte Lebenserinnerung eines Oldenburger Hüttenarbeiters, der in den 30er Jahren dieses Jh. in Schlesien das Glasmacherhandwerk erlernt hatte.)

Entscheidend war das richtige Gewicht

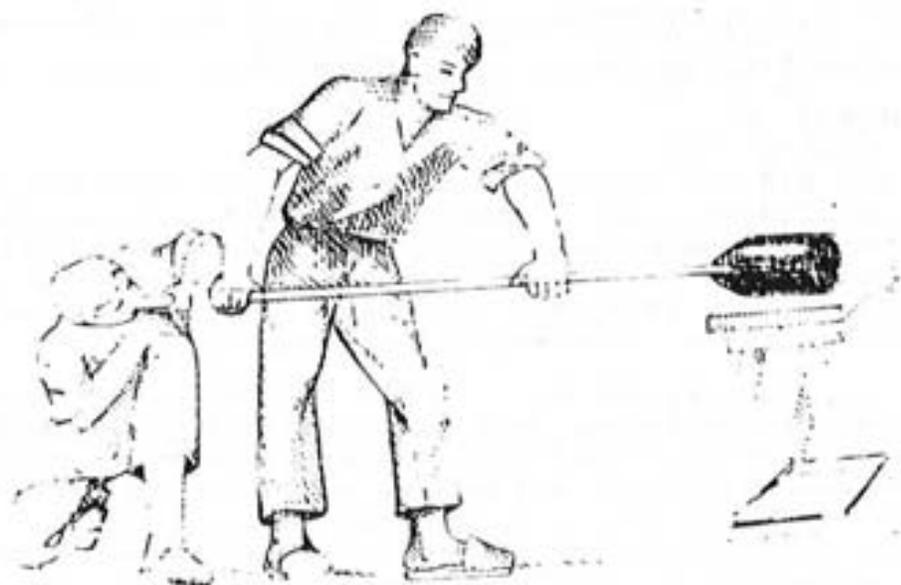
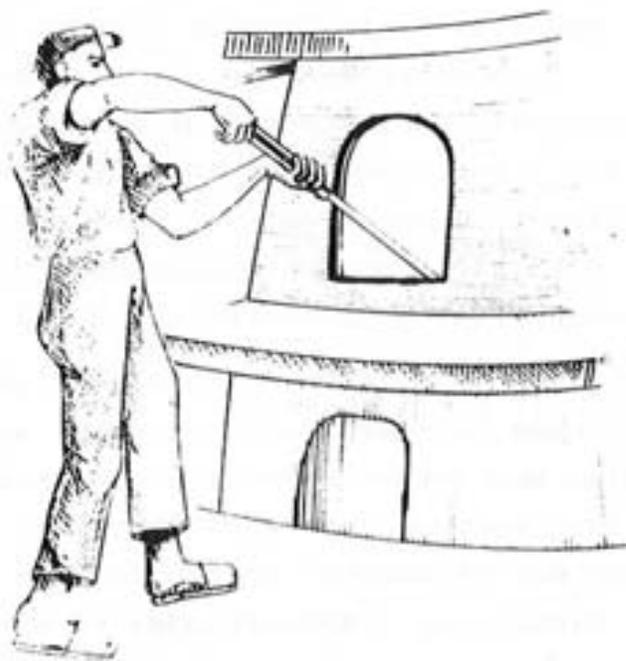
Die Glasmacher nahmen in der Hüttenhierarchie eine herausragende Stellung ein. Noch in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts, als sich bereits kapitalistische Produktions- und Besitzverhältnisse im Glashüttenwesen durchgesetzt hatten, erhielten ausschließlich die Glasmacher für die im Akkord hergestellten Flaschen Stücklohn. Davon mußten sie dann die von ihnen eingestellten Hilfsarbeiter, wie z.B. Pfleger, Einträger, Formenschmierer und Lehrlinge bezahlen, wobei die Hüttenleitung den Glasmachern die Anzahl und Auswahl der beschäftigten Hilfsarbeiter überließ.

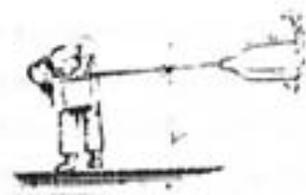
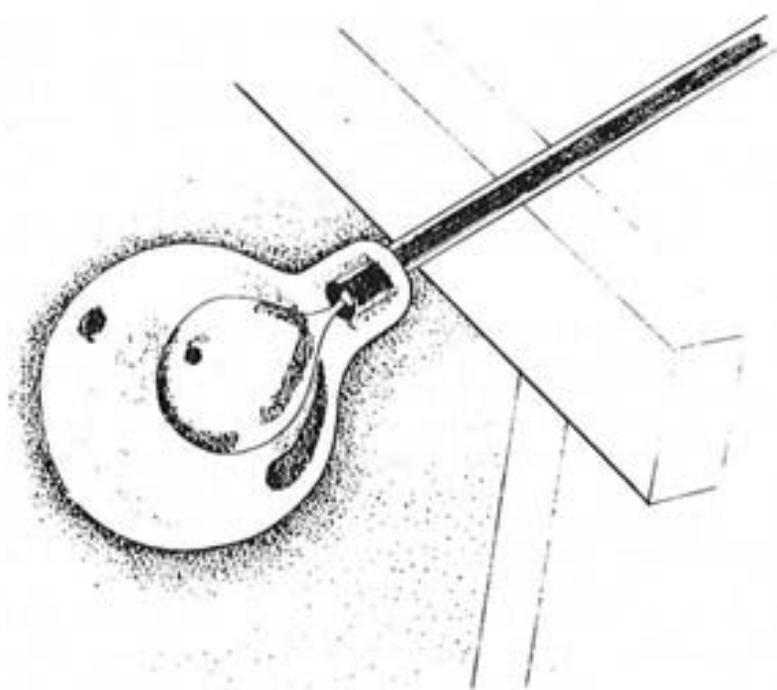
Die Umformung der glühenden Glasmasse in eine Flasche erforderte ungewöhnliches handwerkliches Geschick und sehr viel Gefühl für Glas und dessen Behandlung und setzte eine jahrelange Ausbildung voraus. Ihre Kenntnisse und Fertigkeiten vermittelten die Glasmacher ausschließlich ihren Söhnen, um so das Eindringen Standesfremder zu verhindern. Die Jugendlichen wurden schon früh an die Arbeit auf Glashütten gewöhnt; z.T. mußten sie schon als 10jährige die fertigen Flaschen zum Kühllofen tragen (Einträger). Nach ihrer Schulentlassung gingen sie bei ihrem Vater in die "Lehre". Ein alter Osternburger, der auf der Oldenburgischen Glashütte den Beruf eines Glasmachers erlernt hatte, berichtet:

"Ich bin als Schmierjunge 1922 gleich nach der Schule angefangen, und im Herbst war ich Glasmacherlehrling auf der Bohle, bei meinem Vater. Wir haben meist alle bei dem Vater gelernt. Drei Jahre hab' ich gelernt, bis 1925. Wie ich ausgelernt hatte, wurde die Glasmacherei bald danach abgeschafft.

Als Schmierjunge hat man die Pflichten, die Glasmacher zu bedienen, wenn sie Trinkwasser oder Kaffee haben wollen oder die Formen schmieren. - Dafür wurde Roggenmehl mit Wasser verrührt und zwischendurch kamen Späne rein, die schmierten auch ganz gut. An jeder Seite der Schmelzwanne waren zwei Formenschmierer für fünf Glasmacher zuständig.

Der Glasmacher bei der Arbeit





Das Kunststück des Glasmachers war, das Glas in der Wanne zu fangen. Entscheidend war dabei, daß er das richtige Gewicht rausnahm. 'Dat Gewicht heed man en Oge, dorin lich doch de ganze Kunst. Do is de Peipe, de grote, mit vorne den Klotz dran, da merkst du di ganz genau, wie grott dat sin mot, do givt gor nix aners, dat hest du genau in Schlag drin.' So 'ne 1/2 l Bierflasche, die wog 500 - 550 g; im Durchschnitt wurde sie mit 525 g mogt. Es kam auf 25 g an.

Das Problem war, daß der Glasbläser in einer Schicht 1-1-Flaschen machen mußte und in der nächsten 1/2-1-Flaschen. Und diese Umstellung, daß war das Schwierige, da gehörte sehr viel Geschicklichkeit dazu, und dafür mußte man drei Jahre lernen. Man mußte drei Jahre lernen, um hinterher eine Flasche in zwei Minuten blasen zu können. Die Lehrlinge nannte man Motzer (abgeleitet von 'in die Motze oder den Klotz einblasen', ein Arbeitsgang nach dem Anfangen des Glases mit der Glasmacherpfeife; wird auch als Külbelmacher bezeichnet). Wenn sie nach drei Jahren eine Flasche machen konnten, dann waren sie Gesellen. Alle haben es aber nicht geschafft, die blieben Motzer und mußten den Glasmacher bei seiner Arbeit unterstützen: Flaschen abnehmen, auf eine Gabel legen und zum Kühl-ofen tragen. Wir Lehrlinge besuchten keine Gewerbeschule, wir haben auch keine Gesellenprüfung abgelegt. Allein entscheidend war, daß der Motzer eine Flasche blasen konnte, wenn die Zeit um war."

Gesundheitliche Belastungen

Die gesundheitlichen Belastungen durch die Arbeit auf der Glashütte waren außerordentlich groß, insbesondere durch die starke Wärmestrahlung des Schmelzofens und der flüssigen Glasmasse. Am meisten betroffen von der strahlenden Hitze (zwischen 40 und 80° C) waren die Glasmacher beim Entnehmen des Glases aus dem Ofen. Um die Hitze erträglicher zu machen und die Luft von Staub und Fasern zu reinigen, wurden Fenster und Türen aufgerissen, so daß oft Zugluft in der Hütte herrschte. Hinzu kam, daß sich Umkleide-räume und Toiletten im Freien befanden und die Glasmacher somit häufig einem extremen Wechsel von Kälte und Hitze und Zugluft ausgesetzt waren. Da es keine Aufenthaltsräume gab, verbrachten die Arbeiter die Pausen entweder am Ofen oder draußen an der frischen Luft. Diese ständigen

Temperaturschwankungen machten sich bei den Hüttenarbeitern meist in akuten und chronischen rheumatischen Erkrankungen sowie Katharren der Luftwege bemerkbar. Fast 80 % aller Glasmacher über 30 Jahre litten an chronischem Rheumatismus.

Glasmacher, die aus arbeitstechnischen Gründen ständig in unmittelbarer Ofennähe arbeiteten und dabei in das grelle Licht der flüssigen Glasmasse sehen mußten, litten an dem sogenannten Glasmacherstar, der im Anfangsstadium eine Trübung der Linse hervorrief und bis zur Erblindung führen konnte.

Magen- und Darmstörungen wurden vor allem durch die Aufnahme großer Mengen kalter Flüssigkeit hervorgerufen. Die körperliche Anstrengung in der strahlenden Hitze, vor allem beim Glasblasen, bewirkte eine starke Schweißabsonderung, die zu einem gesteigerten Durstgefühl führte. Um die dem Körper entzogene Flüssigkeit zu ersetzen, mußten die Glasmacher viel trinken, sie bevorzugten dann vor allem kalte Getränke (Tee, Wasser); auch alkoholische Getränke wurden in großen Mengen genossen.

Eine weitere Reihe von Gesundheitsschädigungen für die Glasmacher ergab sich aus der Schwere ihrer Arbeit und der zu langen Dauer der Arbeitszeit. Die Arbeit des Glasblasens war im allgemeinen sehr anstrengend und verlangte besonders große Körperkräfte. Um die Hohlform der Flaschen usw. herzustellen, mußte der Glasbläser durch die Glasmacherpfeife Luft in die weiche Glasmasse hineinblasen. Die Arbeit, die die Lunge dabei zu leisten hatte, erforderte je nach Größe und Weichflüssigkeit der Glasmasse erhebliche Kraftanstrengung, zumal sie schnell gemacht werden mußte. Die dauernd starke Inanspruchnahme der Lungen führte oftmals zur Lungenerweiterung. Weitere Folgen des Glasblasens waren Erschlaffung der Rückenmuskulatur, Erweiterung des Ohrspeicheldrüsengangs, starke Abnutzung der Schneidezähne und ähnliches mehr.¹⁾

1) Vgl. Handbuch des Arbeitsschutzes und der Betriebssicherheit, Hrsg. Dr. Fr. Syrup, Bd. 2, Berlin 1927)

Der Anfang vom Ende der Handflaschenmacher

Vierzig Jahre arbeitete Ferdinand Kämpf als Obermeister auf der Oldenburger Glashütte. In seinem schriftlichen Erinnerungsbericht schildert er den Wechsel vom handwerklichen Produktionsprozeß zur automatischen Flaschenherstellung.

"Der wichtigste Vorgang in der Glastechnik ist das 'Glasblasen'. Ein Glasbläser bei der Arbeit ist das Sinnbild der Beweglichkeit. Er beansprucht Arme und Beine, Lippen- und Backenmuskeln und seine Lungen. Nicht in kühler Werkstatt, sondern im Strahl der Ofenhitze üben er und die Belegschaft die hastige Berufstätigkeit aus. Durch rasch zunehmende Erkaltung der zähflüssigen und glühenden Glasmasse ist das Zeitmaß für die einzelnen Handlungen und die Bearbeitung zwangsmäßig vorgeschrieben. So überwältigend das behende Spiel mit den feurig glühenden Massen sich für den Beschauer darstellt, so schwierig und aufreibend ist der Beruf des Glasbläfers an sich. So schien es lange unmöglich, an Stelle des Glasbläfers eine Maschine zu setzen. ...

Der Flaschenbläser war von jeher ein qualifizierter Arbeiter, der zu seinem Beruf langjährige Vorbildung, große Geschicklichkeit und ruhig abwägende Überlegung besitzen mußte.

Die Eigenart eines Glashüttenbetriebes brachte es mit sich, daß die Mechanisierung dieses Berufes nur langsam Fortschritte machte und die Flaschenblasmaschine verhältnismäßig sehr spät gegenüber anderen Industriezweigen ihren Einzug halten konnte. ...

Die ersten wirklich brauchbaren Flaschenblasmaschinen (Halbautomaten) tauchten etwa um 1890 in Deutschland auf. ...

Während meiner Tätigkeit in Hameln las ich in dem "Fachblatt für Glas und Keramik" Sprechsaal, daß es nach vielen Versuchen dem Amerikaner Michael J. Owens gelungen sei, eine vollautomatische Flaschenblasmaschine mit 6 Formenstationen zu konstruieren. Dieser Bericht und die Beschreibung der Maschine, die Produktionszahlen der damit gefertigten Flaschen, die benötigten Einrichtungen einer solchen Anlage hatten mich sehr beeindruckt. Ich sagte mir, falls diese Angaben stimmen, dann ist der Handglasmacherberuf zum Aussterben verurteilt.

Als die Handflaschenmacher von dieser Erfindung hörten, zweifelten sie an der Brauchbarkeit dieser Maschine. Sie glaubten nicht, daß jemals brauchbare Flaschen oder Hohlglas maschinell hergestellt werden könnten. Selbst in Kreisen der Flaschenfabrikanten und Glasfachleute wurden Zweifel laut mit der Begrün-

dung: Für deutsche Verhältnisse ist eine solche Maschine nicht geeignet, weil unser Glas hart und strengflüssig eingeschmolzen wird. - Doch es kam anders.

Das erste Patent für diese vollautomatische Maschine wurde am 12. September 1902 erteilt. ...

Das erste neue Werk in Deutschland mit Owens-Maschinen, die 'Rheinahr Glasfabrik', wurde 1908 in Sinzig am Rhein von der Apollinaris-Brunnengesellschaft - Bad Neuenahr errichtet und mit diesen vollautomatischen Flaschenblasmaschinen ausgerüstet. ...

Am 27. März 1911 war es dann so weit, daß mit der automatischen Flaschenproduktion in Oldenburg begonnen werden konnte. Der Schmelzofen hatten den nötigen Glasstand erreicht. Die Drehwanne hatte ich schon einen Tag vorher voll Glas laufen lassen und dann den Glaslauf mit Absperrplatten abgestoppt. In den frühen Morgenstunden am 27. März wurde die Maschine an die Drehwanne herangefahren, die Vakuumpumpe, der Kompressor liefen an und die maschinelle Flaschenproduktion begann.

Für die Firma war dies jedenfalls ein besonderes Ereignis. Es war der Anfang für die Mechanisierung der Gesamtproduktion, die das innere Bild und das Aussehen der Oldenburgischen Glashütte verändern sollten. - Leider war dies auch der Anfang vom Ende der Handflaschenmacher."

WEIN-, LIKÖR- UND WEINBRAND.
FLASCHEN
vollautomatische Herstellung

OLDENBURGISCHE GLA

OGA

Qualitäts-Flaschen

in vollautomatischer Herstellung
Oldenburgische Glashütte A.G., Oldenburg (Oldb.)

OGA - Werbung

Ein Glasmachersonn erlernt das Schlosserhandwerk

Von Polen über Nienburg kamen die Eltern von Heinrich Lippert 1913 nach Oldenburg. Die Einführung der automatischen Flaschenblasmaschine hatte einerseits den Beruf des Glasmachers überflüssig gemacht und andererseits die Ausweitung technischer Berufe forciert. Deshalb war es für den Vater eine Selbstverständlichkeit, seinen Söhnen zu einer technischen Ausbildung zu raten. Die beiden Brüder Heinrich und Gustav lernten beide das Schlosser- und Dreherhandwerk. Von seinen 50 Arbeitsjahren (1924 - 1974) arbeitete Heinrich Lippert 34 Jahre als Schlosser auf der Hütte.

1. Lehrjahr

"Am 1. Mai 1924 trat ich als Schlosser- und Dreherlehrling in der mechanischen Werkstatt an. Am Pfortnerhaus hatten sich die Arbeiter zu einer machtvollen Demonstration formiert. Die Parolen damals: Acht-Stunden-Tag, bessere soziale Einrichtungen im Betrieb, Urlaub usw.

Ich kam nun in die Schlosserei: Ein großer Raum mit einigen Drehbänken und vielen kleinen Werkbänken und Maschinen. Meister Büsing nahm mich in Empfang und belehrte mich über das Verhalten im Betrieb und außerhalb. Mein Bruder Gustav war schon im 3. Lehrjahr und bekam vom Meister den Auftrag, mich durch den Betrieb zu führen.

In der ersten Hütte, so nannte man damals die am weitesten entfernte Hütte, standen moderne Owens-Flaschenmaschinen. Von dort ging es zur Mittelhütte, wo die Arbeitsstellen der Glasmacher waren. Neben dem großen Schmelzofen standen die sogenannten Bohlen, auf denen die Glasmacher sich hin und her bewegten. Es waren etwa acht Bohlen an jeder Seite des Ofens. Im Ofen wurde das Gemenge geschmolzen. Von der Mittelhütte gingen wir zur Mühle. Im oberen Teil des Gebäudes wurde das Gemenge zusammengestellt. Es waren Mischanlagen, von denen das Gemenge in Loren über eine Hochbahn zu den Öfen der einzelnen Hütten transportiert wurde. Im unteren Teil der Mühle liefen die großen Mühlensteine und mahlten die groben Scherben und Gemengeteile. Eine Waschanlage für Scherben war auch vorhanden. Nachdem wir die Mühle besichtigt hatten, gingen wir zum Maschinenhaus. Unter der Hütte, in den schmalen Gängen, standen Kompressoren für die Owens-Maschinen. Damit war der Rundgang durch die Hütte erstmal beendet. Es war Mittag und ich war schon mit Staub und Öl sehr schmutzig geworden. Meine Mutter hatte das Essen fertig, und es gab schon viel zu erzählen. So verging der erste Arbeitstag.

Am 2. Tag wurde ich von Gustav unterrichtet, er zeigte mir, wie man einen Aschkasten aufzeichnet und zusammenstellt. Dann ging ich mit dem Meister ins Eisenlager und bekam ein Stück Roheisen. Es begann nun für mich eine Feilausbildung. Ich mußte ein Vierteljahr feilen, und aus dem Stück Roheisen wurde ein Würfel.

Es gab Blasen in den Händen, habe aber nichts nachgesagt und war nach Feierabend immer froh, wenn ich die Blasen wieder reinigen konnte.

Nach dem Feilkursus kam ich in die Schmiede. Die Schmiedeleute waren kräftige Männer, und sie nahmen mich gleich am ersten Tag ganz schön ran. Ich mußte



An der Schleifmaschine



die Schmiedekohle in die Esse schütten und auf das Feuer achten. Der Schmied zeigte mir nun, wie man den schweren Hammer anfaßt und damit umgeht. Ich übte und bekam im Laufe der Zeit ganz schön dicke Oberarme. Dann mußte ich beim Schmied tüchtig zuschlagen helfen, damit das glühende Eisen die richtige Form bekam. Es wurde im Takt geschlagen. Der Schmied sagte scherzhaft zu mir: 'Heini, wenn ich mit dem Kopf nicke, schlägst Du drauf.' Das habe ich mir aber überlegt, denn ich hatte den Scherz gleich bemerkt. Oder ein anderer Geselle schickte mich los, um einen Amboßhobel zu holen. Da kam ich mit einem Ungeheuer von Maschinenteil an. Ja, so scherzte man, damit wollte man den Lehrling zur Aufmerksamkeit erziehen.

Nach einem Vierteljahr Schmiede kam ich zum Elektriker. Herr Kaiser war ein kluger Geselle. Er trug einen Spitzbart. Er gab mir nur sehr viel theoretischen Unterricht und erklärte alles sehr gründlich. Man erzählte über ihn, er könne unter Strom stehenden Draht anfassen. Dabei sah es bei ihm so aus, als ginge sein Bart hoch.

Nun, nach drei Monaten beim Elektriker ging das erste Lehrjahr mit viel Einkauf und Laufereien für die Gesellen zu Ende.

2. und 3. Lehrjahr

Im 2. Jahr kam ich an die Hobel- und Fräsmaschine. Da mußte man schon ganz vorsichtig sein, damit man nicht in die Transmission kam. Die Schutzvorrichtungen waren mangelhaft.

An der Drehbank



Das 3. Lehrjahr begann mit der Dreherausbildung. Jeder Lehrling mußte ab 1924 am Unterricht in der Gewerbeschule teilnehmen. Morgens Bürgerkunde, Algebra, Geometrie; nachmittags eine Stunde Fachkunde und drei Stunden Fachzeichnen. Ich bekam im 3. Lehrjahr 7,50 Mark Ausbildungsbeihilfe je Woche, und ich erhielt meine ersten Arbeitsschuhe. Bisher war ich immer in Holz-pantoffeln gelaufen. Es waren starke Arbeitsschuhe mit Dickköpfen unter den Sohlen.

Die wöchentliche Arbeitszeit für Lehrlinge betrug damals 48 Stunden, davon gingen wir 8 Stunden zur Schule. Jahresurlaub bekamen wir eine Woche. Der Meister nahm es auf seine Kappe und gab uns 4 Wochen; wir halfen ihm in der Landwirtschaft.

4. Lehrjahr

Im 4. Lehrjahr habe ich schon mit einem Gesellen an der Drehbank in Schicht gearbeitet. Ich schrubbte die Formen vor und er machte die Feinarbeit. Aber bald arbeitete ich wie ein Geselle. Im 4. Lehrjahr bekam ich 9 Mark Ausbildungsbeihilfe, und für meine Mutter war ich schon eine große Hilfe, da mein Vater sehr oft krank war. Wir Kinder halfen unseren Eltern so gut es ging. Sie liebten die Musik sehr und schenkten meinem Bruder Gustav eine Geige und mir später eine Konzertzitter. Gustav nahm einmal die Woche Unterricht und ich lernte bei meinem Onkel das Spielen. So konnten wir nach einiger Zeit schon kleinere Stücke zusammenspielen.

Wir gehörten der sozialistischen Arbeiterjugend an und gingen einmal in der Woche zum Abendtreffen der Jungen und Mädels. Dort wurde getanzt, musiziert und Vorträge über die Arbeiterbewegung gehalten.

Gesellenprüfung

Meine vierjährige Lehrzeit ging zu Ende und nun bereitete ich mich auf mein Gesellenstück vor. Es sollte etwas ganz Besonderes werden, so beschloß ich eine 1/8 Zoll Rohrwalze zu fertigen. Das Gesellenstück mußte in einer fremden Werkstatt hergestellt werden. Ich hatte das Glück und konnte bei der GEG-Fleischwarenfabrik in der mechanischen Werkstatt arbeiten. 50 Stunden Arbeitszeit standen mir für das Gesellenstück zur Verfügung. Ich brachte es in 40 Stunden fertig. Der Schlossermeister bei der GEG bestätigte, daß ich das Stück ohne fremde Hilfe angefertigt hätte. Er war sehr gerührt und wünschte mir bei der Prüfung viel Glück. Die theoretische und praktische Prüfung legten wir Lehrlinge vor der Handwerkskammer ab. Die Gesellenstücke wurden von dem Vorsitzenden und drei Obermeistern geprüft. Ich schloß mit der Note 'recht gut' ab und war darüber sehr froh.

Ich zeigte meinem Meister und dem Direktor Benediekt mein Gesellenstück und meinen Gesellenbrief. Im Augustheum fand eine Feier statt. Die Gesellenstücke wurden dort ausgestellt, und die Öffentlichkeit konnte sie dort besichtigen.

Arbeitsplatzwechsel

Am 30. April 1928 nahm ich meinen Abschied von der Glashütte. Ich wurde bei Direktor Benediekt vorstellig und bat um meine Entlassung. Herr Benediekt war gar nicht damit einverstanden, aber ich bestand darauf, und er stellte mir ein sehr schönes Zeugnis aus, damit ich mich in anderen Betrieben weiter ausbilden könne.

Ein knappes Jahr arbeitete ich aushilfsweise bei der GEG als Dreher. In der Frühstückspause gab es dort immer sehr viel Würste und Fleisch. Ich schulte nun auf Kraftfahrer um und bekam am 1. Februar 1929 die Stelle als Kraftfahrer. So fuhr ich nun Tag für Tag mit dem schweren Lastwagen durch die Dörfer des Oldenburger Landes und kaufte zusammen mit meinem Beifahrer von den Geschäftsleuten die in Zahlung genommenen von den Bauern getauschten Eier auf. Das ging vier Jahre so weiter. 1933 wurde ich aus politischen Gründen entlassen und für mich wurde ein SS-Mann der Nazigruppen eingesetzt. Es brach für unsere ganze Familie eine Zeit schwerster Demütigungen aus. Mein Bruder wurde von den Nazis in Schutzhaft genommen und anschließend zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt wegen Widerstand gegen die Staatsgewalt. Ich bekam nach 3jähriger Arbeitslosenzeit wieder Arbeit bei der Glashütte. Direktor Benediekt begrüßte mich sehr herzlich und riet mir, in der Unterhaltung mit Kollegen sehr vorsichtig zu sein. Es war eine Zeit größter Verfolgung Andersdenkender.

Am 28. August 1939 hat man mich zum Soldaten befohlen. Ich wurde als Nachschubfahrer eingesetzt. Im Frühjahr des Jahres 1947 kam ich aus der Gefangenschaft zu meiner Familie zurück. Acht Jahre Krieg und Gefangenschaft hatte ich gesundheitlich einigermaßen gut überstanden. Meine Mutter hatte ihre drei Söhne wieder und es waren wohl in unserem Leben die schönsten Stunden.

Ich arbeitete noch bis zum Jahre 1974 bei der Glashütte und ging am 30. April 1974 in Rente."

DIE "GOLDENEN ZWANZIGER"

Ewald Thewke erinnert sich an die 20er Jahre

Die allgemeine Lage gegen Ende der Weimarer Republik ist weltweit gekennzeichnet durch politische und wirtschaftliche Krisen; in fast allen kapitalistischen Ländern kommt es zu einer massiven Überproduktion. In Deutschland drückt sich die Weltwirtschaftskrise politisch vor allem im Erstarken nationalistischer und antidemokratischer Kräfte, im Abbau sozialer Errungenschaften der Arbeiterbewegung und im Regieren mit Notverordnungen aus. Die deutsche Wirtschaft ist neben den USA von der Krise am stärksten betroffen: Kapitalmangel und geringer werdende Absatzmöglichkeiten führen zu Betriebsstillegungen, diese zu steigender Arbeitslosigkeit, zu weiterem Nachfragerückgang und dies wiederum zu neuen Stillegungen.

Von der Krise betroffen ist auch die Glasindustrie, und hier sind es besonders die kleinen und mittleren Betriebe. Die Oldenburgische Glashütte gehört auch dazu. Hier werden seit 1927 sukzessive die Schmelzöfen gelöscht, die Arbeiter entlassen und der Betrieb schließlich 1932 stillgelegt. Bereits in den Jahren zuvor war die Belegschaft um die Hälfte reduziert worden. Den höchsten Stand der Beschäftigten nach dem Ersten Weltkrieg verzeichnete die OGA 1922 mit 520. Die Gesamtzahl der Beschäftigten im Verlauf der 20er Jahre erreichte jedoch nie wieder die Höhe der Jahre vor dem Ersten Weltkrieg. Die Ursache für den Beschäftigungsrückgang lag zum einen im verstärkten Einsatz der maschinellen Flaschenproduktion und zum anderen im Verlust wichtiger Exportmärkte, über die die OGA vor dem Ersten Weltkrieg in großem Umfang verfügt hatte. Die zunehmende inländische Konkurrenz zwang die Hütte schließlich zur Betriebsstillegung.

Ewald Thewke arbeitete von 1920 bis 1928 als Maschinenbauer auf der OGA. Die Hoffnung auf einen "sicheren" Arbeitsplatz auf der Hütte oder in einem anderen Oldenburger Betrieb

hatte er längst aufgegeben. 1928 verließ er deshalb Oldenburg und versuchte sein Glück in Amerika. Die Verbindung zur alten Heimat hat er jedoch bis heute aufrechterhalten. Freunde und Verwandte informieren ihn regelmäßig über Ereignisse und Entwicklungen in seiner Heimatstadt. Die Mitteilung, daß sich der "Glashüttenverein" mit der Aufarbeitung der Geschichte der OGA und Osternburgs beschäftigt, inspirierte ihn, seine Erinnerungen an seine Tätigkeit als Maschinenbauerlehrling und Maschinenbauer auf der Glashütte in der Zeit von 1920 bis 1928 aufzuschreiben. In seinem Bericht werden die von Heinrich Lippert gemachten Ausführungen über die Arbeitsbedingungen auf der Hütte in den 20er Jahren bestätigt. Einen nachhaltigen Eindruck hinterließen bei ihm die politischen und kulturellen Aktivitäten der Osternburger Arbeiterschaft vor dem Hintergrund der katastrophalen wirtschaftspolitischen Lage. Er schreibt:

"Das Verhältnis zwischen der Leitung des Betriebes und der Arbeiterschaft war immer etwas gespannt, da beide Seiten unter Geldmangel litten. In den Jahren 1920 bis 1924 wütete die Inflation. Es ging von den Hunderten bis in die Milliarden, wir wurden sogar mit Anteilscheinen von Roggenanweisungen bezahlt, und es gab Notgeldmünzen aus Eisen, Zink und Aluminium. Es hatte zuletzt keinen Zweck mehr zu arbeiten, weshalb sollten die Glasmacher auf der heißen Bohle arbeiten mit kläglichen Lebensmittelrationen, wenn am Ende der Woche ein Stapel Banknoten nichts mehr wert war. Die Arbeitsmoral wurde erst besser, als die neue Rentenmark eingeführt wurde. Wie wenig verstanden wir, wo die wahren Ursachen dieser schlechten Zeit lagen.

Die 1920er Jahre waren durch politische Ereignisse stark geprägt, weil bei den Arbeitern die Inflation und die Lohnkämpfe einen breiten Raum einnahmen. Die Sozialdemokraten waren führend, während es weniger aktive Kommunisten gab. Von den Nationalsozialisten sahen wir nur, was in den Zeitungen stand. Wir Lehrlinge waren vom Politisieren ausgeschlossen, wir zählten nicht, da wir nicht wählen konnten; die Gewerkschaften kümmerten sich um uns nicht. Interessant waren die Propaganda-Paraden, die die Parteien vor den Wahlen veranstalteten. Kommunisten kamen von Bremen und Wilhelmshaven, sie hatten Uniformen nach russischem Vorbild und eine große Schalmeienkapelle. Die Paradenaufstellung war bei der Spinnerei, und die Umzüge gingen durch die Stadt zum Pferdemarkt oder zum Eversten Holz über die Gartenstraße. Die Gewerkschaften mit Unterstützung der Sozialdemokraten hatten bei Umzügen ebenfalls eine große Marsch-

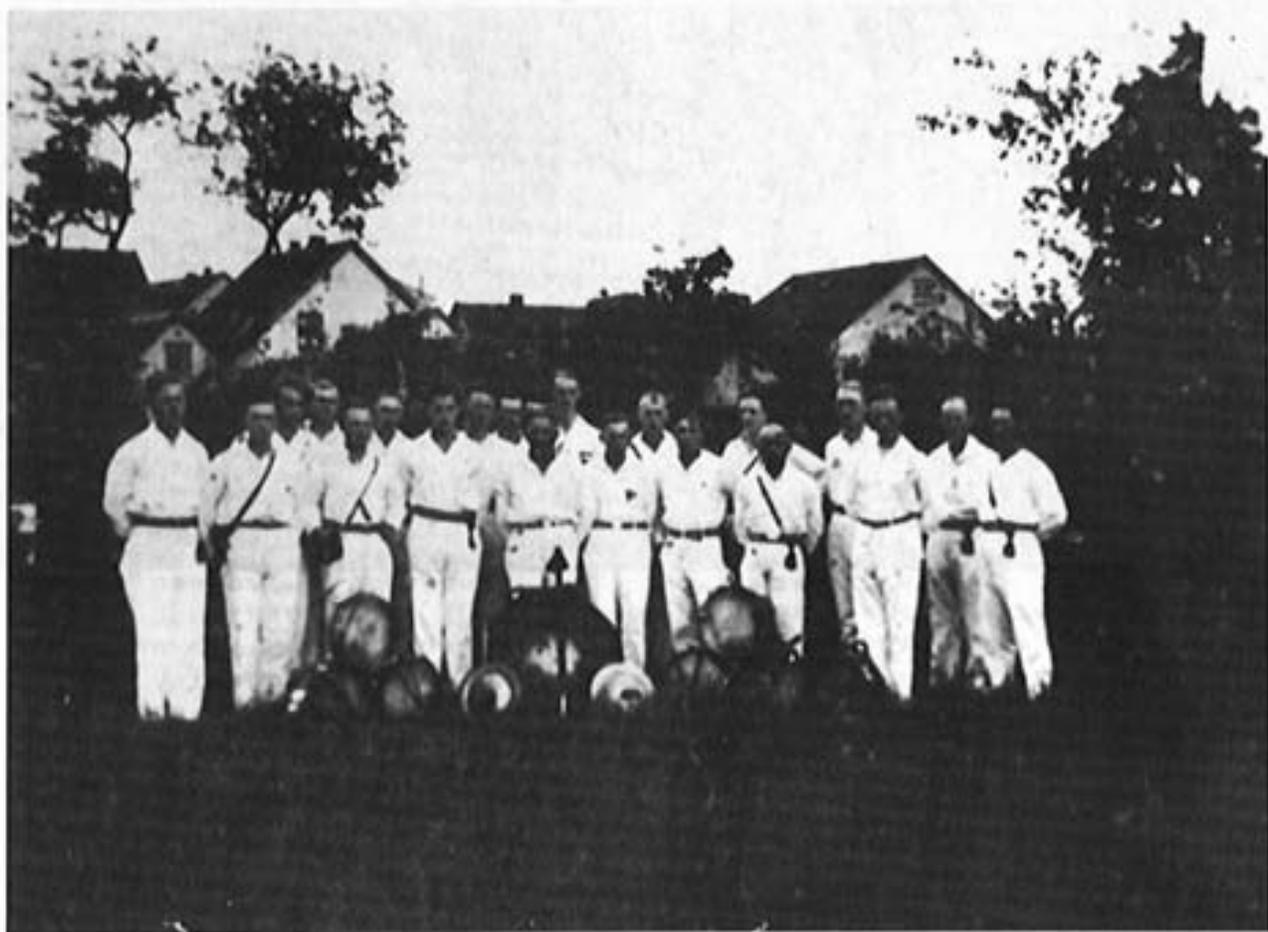
kapelle im Stil von Militärmusik. Bei gutem Wetter spielte die Stahlhelm-Kapelle im Sommer einmal die Woche im Unions-Garten. Viele Zuhörer spazierten auf den Wegen der Anlagen an der Staulinie an diesen Tagen auf und ab oder standen in der Nähe des Unions-Gartens, um der schönen Musik zu lauschen.



Das Oldenburger Gewerkschaftsfest 1913 beim
"Schützenhof zur Wunderburg"

Die Vereinswelt war eingeteilt in "Bürgerliche"- und "Arbeiter"-Vereine. Wir nahmen es aber nicht so genau mit dieser Sache. Mein Lehrkollege Karolus Rodenberg war ein erstklassiger Turner. Er gehörte dem Osternburger Turnverein, OTV, an, es war ein "bürgerlicher" Verein. Ich war Mitglied des Gesangvereins "Lyra", der bei Gustav Reusse, Wirtschaft Ecke Schul- und Stedinger Straße, sein Vereinslokal hatte. Dieser Verein war "neutral", also gehörte weder den Bürgerlichen- oder den Arbeiter-Verbänden an. Außerdem betrieb ich Sport im Turnverein "Glück Auf", einem bürgerlichen Verein, dessen Vereinslokal und Übungsplatz die Wirtschaft "Zur Grünen Eiche" war, an der Bremer Heerstr., Ecke Willersweg.

Die Glasmacher und Handwerker der Glashütte und der Warpspinnerei hatten in der Stadt Oldenburg den Ruf als "Rote"; es waren aber viele unter ihnen, die ihre politischen Neigungen bürgerlich ausdrückten, indem sie überhaupt nicht oder zumindest nicht sozialdemokratisch oder kommunistisch wählten.



Bezeichnung der höheren Verwaltungsbehörde:

O l d e n b u r g
(Statistik Nr. der Statistik im Datenbereich)3 tes Vierteljahr des Kalenderjahres 19//.

Nachweisung über einen Streik*).

1. Ort (Orte) des Streikes: O u t p o u r .
- 1a. Ist der Streik auch in benachbarten Bezirken eingetreten? In welchen? n e i n
2. Genaue Bezeichnung der Gewerbeart: G l a s h ü t t e
3. Anzahl der Betriebe, in denen gestreift wurde: 1
davon sind durch den Streik zu völligem Stillstande gekommen: 1 Betriebe.
4. Gesamtzahl der bei Ausbruch des Streikes in dem ergriffenen Betriebe (in den ergriffenen Betrieben) beschäftigten Arbeiter: 350
darunter Personen unter 21 Jahren: 30
- 4a. Falls sich der Streik auf einzelne Beschäftigungsarten in dem ergriffenen Betriebe (in den ergriffenen Betrieben) beschränkte, Bezeichnung dieser Beschäftigungsarten unter Angabe der Gesamtzahl der in ihnen tätigen Arbeiter:
darunter Personen unter 21 Jahren:
5. Beginn des Streikes: am 28. VII. 21 , Beendigung des Streikes: am 28. VIII. 21
6. Höchstzahl der während der Dauer des Streikes gleichzeitig streikenden Personen: 350
darunter Personen unter 21 Jahren: 30
7. Von den Streikenden waren:
a) zur sofortigen Arbeitsniederlegung berechtigt:
darunter Personen unter 21 Jahren:
b) kontraktbrüchig: 350
darunter Personen unter 21 Jahren: 30
8. Höchstzahl der Arbeiter, die sich am Streike nicht beteiligt haben, aber infolge desselben in ihrem bisherigen Arbeitsverhältnisse feiern müßten:
davon waren in Betrieben beschäftigt, in denen nicht gestreift wurde:
9. Gründe des Streikes und Forderungen der Streikenden: L o h n f o r d e r u n g

* Auch über einen Streik, der mehrere Betriebe derselben Gewerbeart umfaßt, ist nur eine Nachweisung aufzuführen.

10. Inwieweit haben die Stellenden ihre Forderungen durchgesetzt? (Genaue Darstellung der Sachlage vor und nach der Aussperrung) - Die Arbeiter haben eine Lohnerhöhung von 25 % bekommen.

11. Inwieweit haben Berufsvereinigungen oder dritte Personen auf den Ausbruch des Streikes hingewirkt oder den Streik unterstützt? (Nähere Bezeichnung der Vereinigungen und Dritten)

Der Glasarbeiterverband hat den Streikenden wöchentlich 50 M gezahlt.

Haben dieselben insbesondere Geldunterstützungen gewährt und wieviel? 50 M

12. Ist der Streik durch Vergleichsverhandlungen beendet worden? und zwar durch Verhandlungen:

- a) unmittelbar zwischen den Parteien? Ja
- b) vor dem Gewerbegerichte (Einigungsämter)?
- c) unter Vermittlung von Berufsvereinigungen oder dritten Personen? (Nähere Bezeichnung derselben)

Sind die Verhandlungen von seiten der Arbeitnehmer oder der Arbeitgeber beantragt worden? Arbeitnehmer.

13. Inwieweit haben während des Streikes Arbeitwillige polizeilich geschützt werden müssen? Inwieweit hat der Streik sonst zu polizeilichen Maßnahmen Anlaß gegeben?

14. Bemerkungen. (Auch Mitteilung darüber, ob aus Anlaß des Streikes die Staatsanwaltschaft in Anspruch genommen ist und weswegen, sowie über die nachweisbaren Verluste an Arbeitslohn aus Anlaß des Streikes)

Ort und Datum: Oldenburg, 31. Oktober 1931.

Name und Dienststellung des ausführenden Beamten

Träger

Oberrichter

Oldenburger Platt war die Umgangssprache im Werk und bei den Familien; Wenn man von einem Glasmacher-Platt spricht, so war das wohl durch die Herkunft einiger Familien bedingt, die aus süddeutschen Gegenden kamen; diese Leute sprachen auch kein ordentliches Oldenburger Platt.

Aus dem vielfältigen und interessanten Menschenschlag der Glashütte gingen auch begabte Männer hervor. Einige waren mir persönlich bekannt, und zwar:

Albert Lippert, Schauspieler, und für eine Zeit Intendant des Staatstheaters in Oldenburg. Karl Meineke, erster Violinist am Staatstheater. Franz Kempin, Kunstmaler, bekannt durch seine Moor- und Landschaftsbilder. Christensen, Kunstmaler, er wohnte in Schloß Ulm, Ecke Stedinger- und Hermannstraße.

Nicht vergessen möchte ich das Original Adolf Thon. Er erhielt von den Glasmachern den Namen "Leutnant Luft" und war unter diesem Namen allgemein bekannt. Er war der Sohn eines Glasmachers und war als Platzarbeiter bei der Hütte beschäftigt; durch seine Großtuerei geriet er öfter auf den Kramermärkten in finanzielle Schwierigkeiten, wenn er sich als Gutsbesitzer ausgab. Er war aber als guter Arbeiter von seinen Vorgesetzten geschätzt."



Wegen Auftragsmangel werden Hüttenarbeiter mit dem Reinigen von Flaschen beauftragt (1930)

FRAUEN ERINNERN SICH AN DAS KRIEGSENDE

Am 8. Mai 1945 schweigen in ganz Europa die Waffen. 55 Millionen Menschenleben hat der Zweite Weltkrieg gekostet, fast 8 Millionen allein in Deutschland. Betroffen ist insbesondere die Zivilbevölkerung. Frauen vor allem prägen das Bild dieser Zeit: als Trümmerfrau, die den Schutt wegräumt, in der Schlange vor dem Lebensmittelgeschäft, bei Verhandlungen über Tauschware oder mit Kind und Kegel in den endlosen Flüchtlingstrecks.

Hier soll von den Frauen aus Osternburg die Rede sein, deren Stadtviertel zwar nicht in Schutt und Asche gelegt wurde, die aber dennoch tagtäglich die Auswirkungen des Krieges zu spüren bekamen. Ihre Erlebnisse und Erfahrungen stehen stellvertretend für viele Arbeiterfrauen ihrer Generation. Sie erzählen von ihren Empfindungen, ihren Ängsten, ihrer Trauer und wie sich ihr Alltag vor dem Hintergrund der politischen Katastrophe veränderte. Frauen, die eben noch in den Munitionsfabriken die Männer ersetzt hatten oder im Flakeinsatz gewesen waren, verbrachten jetzt viele Stunden mit dem Organisieren von Lebensmitteln und Heizmaterialien. Die Betriebe und Läden waren geschlossen. Die Devise lautete: ranschaffen. Die Sicherung des Existenzminimums ließ ihre Sorge über den unbekanntem Neubeginn zurücktreten.

In ihren Erinnerungen thematisieren sie immer wieder ihre Angst, die sie in der Kriegs- und Nachkriegszeit ausgestanden haben. Es war die Angst vor den Tieffliegern, vor den Bomben, vor den fremden Soldaten, vor allem ihre Angst um Leib und Leben.

In den letzten Kriegsmonaten entfernten sich immer mehr Soldaten von ihren Truppenverbänden, begaben sich in Gefangenschaft oder versuchten, sich zu verstecken. Die Anordnungen für die Strafverfolgungen wegen unerlaubter Entfernung und Fahnenflucht wurden gegen Ende des Krieges immer härter und schärfer.

So hieß es in einem Befehl des Reichsführers - SS vom 10. Sept. 1944: "...Ehrvergessene Elemente scheinen zu glauben, daß der Krieg für sie vorbei sei, wenn sie sich dem Feind ergeben... Kein Deserteur... wird der gerechten Strafe entgehen." Wieviele Soldaten noch in den letzten Tagen des Krieges auf dem Rückzug der deutschen Truppen ohne rechtskräftiges Urteil von Exekutivkommandos ermordet wurden, ist nicht feststellbar. In Oldenburg sind mehrere Hinrichtungen aktenkundig geworden. Eine Augenzeugin berichtet:

"Das war hier an der Cloppenburger Straße. Oh, das vergeß' ich in meinem ganzen Leben nicht mehr. Der Schock sitzt heute noch. Es war an einem Sonnabend. Ich hatte meinen freien Tag und fuhr infolgedessen zu meiner Freundin, die in einem Lebensmittelgeschäft angestellt war, einkaufen. Ich krieg' meinen Kuchen und noch Kunsthonig und fahr' zurück zur Stedinger Straße. Mit'm Mal steh'n da soviele Leute auf der Straße, ein Mann liegt am Boden. Ich denk', mußst vom Rad runtersteigen, hier ist ein Unfall gewesen und geh' zum Bürgersteig. Da liegt ein Soldat mit dem Gesicht zur Erde und blutet. Ich fahr' mit dem Fahrrad ran und guck mir den Mann an. Ich denk', was hat der wohl? Warum steh'n die Leute da so rum? Keiner hilft ihm! Da seh'ich, daß der Mann tot ist, steig auf mein Rad und will weiterfahren. Wenige Meter entfernt stehen einige Offiziere rum, einer hält mich an und sagt: He, junges Mädchen, kommen Sie mal her und lesen Sie, was da auf dem Schild steht. Ich geh' zum Laternenpfahl und lese zwei Namen... Im gleichen Moment schau ich nach oben. So etwas habe ich noch nie erlebt, ich stehe direkt unter einem Erhängten. Zwei Namen stehen auf dem Zettel geschrieben! Bei dem einen Soldaten war der Strick gerissen, und er ist runtergefallen. Dann wollte er wohl weglaufen, da haben sie ihm einen Genickschuß gegeben, der lag auf dem Bürgersteig. Der andere hing noch am Laternenpfahl - die die blaue Zunge hing weit draußen. Oh, es war furchtbar... Ich war so ahnungslos. Nie zuvor hab' ich so etwas Schreckliches gesehen. Ich hab' mein Fahrrad genommen und bin ganz schnell losgefahren. Die Tränen liefen mir übers Gesicht. Unterwegs überholte mich ein Jeep mit den Soldaten drin, die mich angehalten hatten, und ich sah, wie einer von denen aus'ner Schnapsflasche trank."

Das Abhören des englischen Senders oder von Radio Moskau abends um zehn oder morgens um sechs Uhr war für die Menschen damals die einzige Möglichkeit, über die von den Nazis kontrollierten Medien hinausgehende Information über das Kriegsgeschehen zu erhalten. Es war sehr gefährlich, und man sprach nur mit den engsten Vertrauten darüber.

Kinder, die die möglichen Gefahren durch Spitzel und Denunzianten nicht erkannten, brachten ihre Eltern oftmals in Bedrängnis:

"Ich weiß noch, wie wir alle im Keller saßen und die Flugzeuge rüberflogen. Mit'm Mal sagt meine kleine Nichte zu mir: "Tante Guste, Tante Guste, hast Du gestern Onkel Heinz im englischen Radio sprechen hören?" Mir ist das Herz stehen geblieben! Im Luftschutzkeller! Ich sagte: "Mädchen, hältst Du Deinen Mund, die vielen Menschen hier. Das darfst Du doch nicht erzählen, daß ihr den englischen Sender angehabt habt. Die holen doch dann Deinen Vater oder Deine Mutter weg."

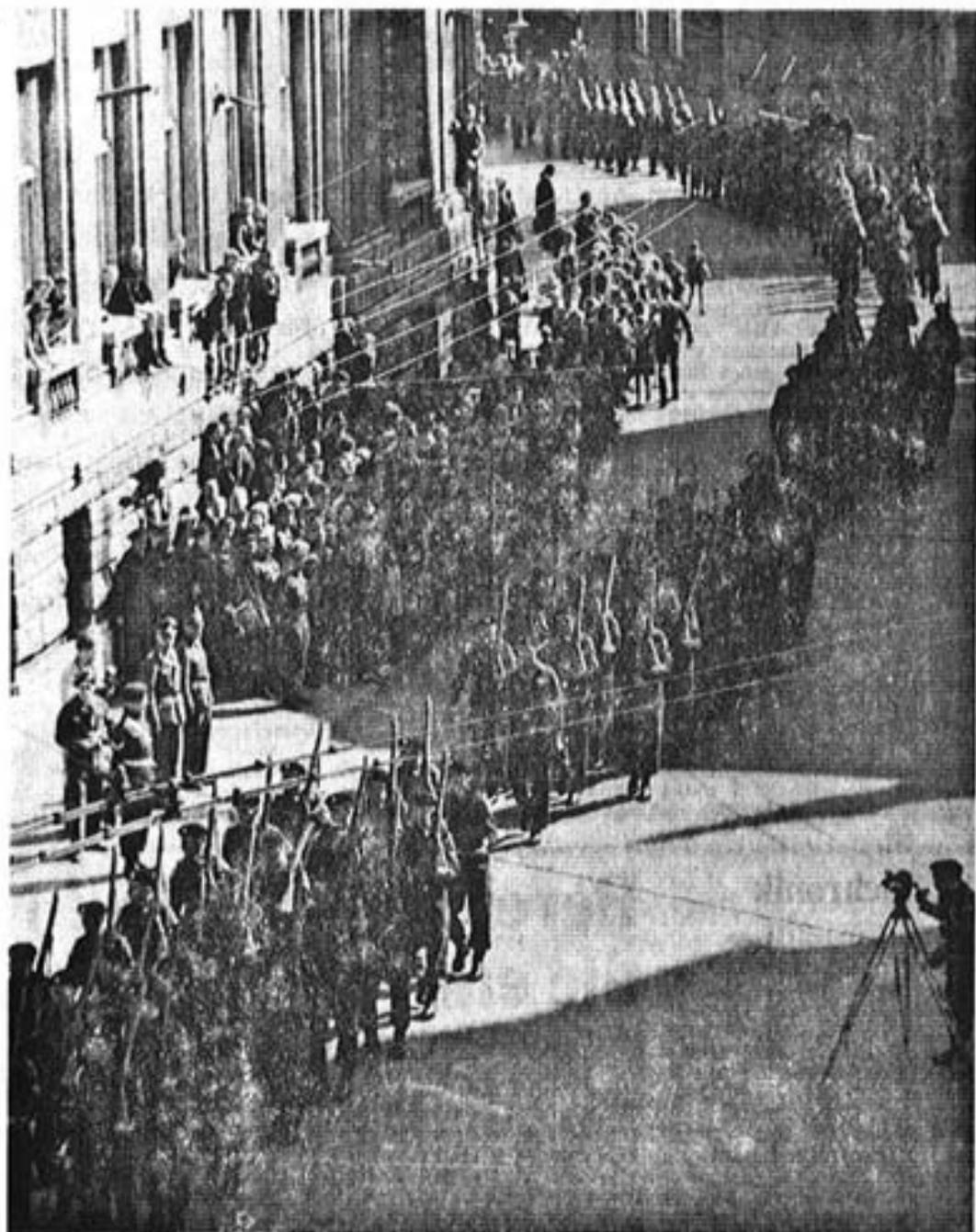
Anfang April erreichten englische und kanadische Streitkräfte den Oldenburger Raum. Die Luftangriffe auf die Stadt häuften sich. Der Stadtbevollmächtigte riet den Frauen und Kindern, zu Verwandten und Bekannten aufs Land zu ziehen.

"Mein Mann hatte während seines Fronturlaubs bei einem Bauern gearbeitet, und obwohl das Ehepaar große Nazis waren, haben sie mich und auch noch andere Frauen und Kinder aufgenommen. Auf dem Weg dorthin hörten wir plötzlich Tiefflieger kommen. Mein Sohn, der noch ganz klein war und im Kinderwagen lag, war bei mir. Die anderen warfen sich sofort auf den Boden, nur ich konnte mich nicht bewegen. Ich starrete wie gelähmt auf meinen Jungen und den Kinderwagen. Die Flugzeuge kamen immer näher, aber ich konnte mich immer noch nicht bewegen. Dann flogen sie im Tiefflug über uns hinweg - ohne geschossen zu haben."

"Einige von uns gingen morgens von dem Bauernhaus aus in die Stadt zurück. Dort schauten sie in den Wohnungen nach dem Rechten, erledigten die Einkäufe bzw. organisierten Lebensmittel. Die Kinder blieben meistens beim Bauern. Entlang der Straße, die wir jeden Tag gehen mußten, lag ein ungarisches Regiment, das mit der deutschen Wehrmacht liiert war. Die waren immer ganz ernst. Und jedesmal, wenn wir mit unserem Brot, unserer Wurst oder was wir gerade geholt hatten, ankamen, richteten sie ihre Gewehre auf uns. Das war ein furchtbarer Anblick für uns Frauen. Wir hatten große Angst. Aber wir sind ruhig weitergegangen und haben so getan, als würden wir uns nicht um sie kümmern. Sie haben uns nie was getan."

"Bei dem Bauern lagen wir alle im Heu - so mit Decken. Einmal klopfte es nachts. Wir wachten auf und fragten, was denn sei. Da steht ein ungarischer Soldat vor uns und fragt, ob er sich bei uns verstecken darf, er will desertieren. Für ihn sei der Krieg zuende. Wir versteckten ihn unter'm Heu, ganz hinten an der Wand. Alle hatten Angst. Eine Stunde später klopft es wieder bei uns."

"Hallo!" Wir machten auf. Polizei! Sie suchen ihn. "Ist hier ein Ungar?" "Nein, hier bei uns nicht." Alle Frauen werden gefragt und alle sagen: "Nein, der ist nicht hier." Die sind dann wieder weggegangen. Am nächsten Morgen ist der Deserteur über die Hunte nach Edewecht gegangen und hat sich in kanadische Gefangenschaft begeben. Er war Ziselleur, den hat die Polizei nicht gefunden."



Nach der Besetzung: Zum ersten Vorbeimarsch hatten sich kanadische Truppeneinheiten formiert; sie zogen vom Schloßplatz über den Rathausmarkt durch die Innenstadt.

(Nordwest Zeitung, 4.5.1985)

"Wenige Tage vor Kriegsende erfuhren wir, daß sämtliche Lebensmittelvorräte an die Bevölkerung verteilt werden sollten. Plötzlich konnten wir alles bekommen. Geld war genug vorhanden, es gab ja in letzter Zeit nichts zu kaufen. Jede Person kriegte sieben Pfund Butter, außerdem gab es Riesenmengen an Mehl, Gries, Zucker, Dosenmilch und vieles mehr. Die Butter haben wir damals eingemacht. Sie wurde in ein Einkochglas gefüllt, dann Salzwasser obenauf gegossen und ein Wattebausch hineingelegt. Der wurde angezündet, und dann wurde das Glas sofort mit einem Deckel verschlossen. Nach dem Krieg hat es noch lange gedauert, bis wir uns wieder richtig satt essen konnten."

Der Krieg war zuende. Kanadische Soldaten kamen nach Osternburg und ließen sich dort überall nieder. Die einfachen Soldaten wohnten im Kloster Blankenburg, bei Barkemeyer, bei Kohlen-Martens oder in Häusern am Leffersweg. Sämtliche Bewohner mußten hier ihre Häuser verlassen und wurden bei Verwandten und Bekannten untergebracht. Die Offiziere wohnten in den besseren Häusern. Sie hatten die Villen beschlagnahmt.

"Wir hatten Angst vor den Besatzern. Mehrere Frauen aus Osternburg sind vergewaltigt worden. Zwei Frauen haben hinterher Selbstmord begangen. Wir Frauen waren ja allein mit unseren Kindern in der Wohnung, unsere Männer waren noch nicht aus dem Krieg wieder zurück."

Die Osternburger mußten zusehen, wie sich die Besatzungssoldaten in ihrem Viertel ausbreiteten. Hausdurchsuchungen waren an der Tagesordnung. Sie suchten nach Nazis, die sich versteckt hielten bzw. nach Waffen. Mißtrauisch beobachtete man sich gegenseitig.

"Wir hatten damals keinen richtigen Abfluß. Das Abwasser lief durch einen Gossenstein in eine Kuhle, die ab und zu geleert werden mußte. Wenn man das versäumt hatte, bildete sich um die Kuhle Matsch. Einmal sahen wir vom Fenster aus, wie ein Soldat in diesem Gubbel mit seinen Stiefeln rumpatschte.

Nach 'ner Weile kam er rein. Wie gelähmt standen wir vor ihm und haben nur gezittert. Wir konnten gar nicht wieder aufhören zu zittern. Er fragte, ob wir an dieser Stelle da draußen was vergraben hätten. Wir wollten es ihm erklären, aber er verlangte eine Schuppe. Er hat dann alles gründlich umgewühlt und natürlich nichts gefunden. Er ist dann wieder gegangen."

Die Arbeit in den Betrieben ruhte, die Läden waren geschlossen. Frauen und Kinder waren jetzt ständig unterwegs, etwas für ihren Lebensunterhalt zu besorgen. Aus der Spinnerei holten sie sich säckeweise Garn, das sich gut zum Strümpfe- und Pulloverstricken eignete. Auch die Silos in der Kampstraße wurden geräumt. Hier lagerten die Wehrmachtsvorräte: Korn, Kartoffeln, Dosenfleisch usw..

"Auch beim Kohlenklau war der Handwagen stets dabei. Wir wußten genau, wann ein Kohlenzug kam. Dann warteten wir an der Bahn: Schaufeln, Säcke, Einkaufstaschen - alles lag parat. Wenn der Zug anhielt, hatten wir Glück. Dann ging es schnell über den Graben rauf auf den Waggon und alles wurde vollgestopft. Sobald der Lokführer gepfiffen hatte, wurden alle Säcke abgeworfen, und wir mußten zusehen, daß wir selber runterkamen. Manchmal gingen auch die Taschen mit weg. Die Kinder mußten unten warten und aufpassen, daß die Kohlen inzwischen nicht wieder geklaut wurden. Damals fühlten sich die Kinder mitverantwortlich. Da sie sich viel draußen aufhielten, wußten sie meistens zuerst, wo es was zu organisieren gab."

Lebensmittelrationen für 4 Wochen

=====
Mai 1947
=====

	Normalver- braucher	Schwer - arbeiter	Teil schwerarbeiter
)			
Brot	gr. 10 500	+ 6 000 = 16 500	+ 3 000 = 13 500
Nährmittel	1 300	+ 2 000 = 3 300	+ 1 000 = 2 300
Fett.	200	+ 410 = 610	+ 140 = 340
Fleisch	600	+ 800 = 1 400	+ 400 = 1 000
Käse	125	+ 312,5 = 437,5	+ - = 125
Zucker	500	+ - = 500	+ - = 500
Kaffeersatz	125	+ 100 = 225	+ - = 125
Kartoffeln	10 000	+ 8000 = 18 000	+ 4 000 = 14 000
Fisch	500	- 500	- 500
Gemüse	2 000	- 2 000	- 2 000
Magermilch	3 Ltr.	- 3 Ltr.	- 3 Ltr.
)			

HAUPTSACHE FLASCHEN KAMEN RAUS ...

Am 5. April 1945 wurde die Produktion der OGA lahmgelegt. Die Stadtverwaltung hatte sämtlichen Oldenburger Betrieben den Strom abgedreht. Bevor die alliierten Streitkräfte in Oldenburg einrückten, hatte die Belegschaft der OGA die teuren Produktionsmaschinen und die Maschinen aus der Schlosserei und Zimmerei sowie Material und Werkzeug in den Luft-erhitzungskanälen eines Wannenofens und in unterirdischen Gängen eingemauert. Zwangsarbeiter, die zu Hunderten auf der OGA ausgebeutet worden waren, verwüsteten in der Nacht vom 2. auf den 3. Mai, nachdem kanadische Soldaten Osternburg besetzt hatten, die Büroräume und zerschlugen Fensterscheiben. Auch einige Drehbänke in der Schlosserei wurden beschädigt. Doch abgesehen von zwei kleineren Gebäudeschäden



In dieser Baracke wurden während des Zweiten Weltkrieges Zwangsarbeiter untergebracht. Das Durchschnittsalter betrug 35 Jahre; die Durchschnittsaufenthaltsdauer 15 Monate.

durch Granatsplitter hatte die Hütte keine weiteren Kriegsschäden erlitten. Im September 1945 waren eine Produktionsmaschine und alle Nebenaggregate soweit überholt und betriebsbereit, daß die Flaschenproduktion hätte wieder aufgenommen werden können. Doch auch nach mehreren Betriebsbesichtigungen konnten sich die Alliierten Militärbehörden nicht entschließen, den Betrieb wieder ingangzusetzen. Die Flaschen, die auf der OGA produziert wurden, standen nicht auf der "Vorrangstufe", und deshalb blieb die notwendige Kohlenzuteilung aus.

Über zwei Jahre lang lag die Hütte still. Im April 1948 war es dann so weit. Die Nachfrage nach Gebrauchsglas war groß, doch Lieferschwierigkeiten bei Materialien und Rohstoffen, vor allem Kohle, Soda und Maschinenteilen, ließen die Produktion nur langsam anlaufen.

"Ich hab' Ende 48 wieder auf der Hütte angefangen. Erst lief eine Owensmaschine in Hütte E; es ging ja mit der Weißglaswanne los, und nachher kam die Hütte D in Gang. Das ging so langsam wieder los, wir mußten die alten Formen wieder raussuchen, und allmählich kamen so 'n paar aus der Gefangenschaft zurück. Ich glaub, mit 100 Mann sind 'se wieder angefangen.

An einer Owensmaschine waren etwa 70 Mann beschäftigt, also mit den Gemengearbeitern und allem was dazugehörte.

Na ja, die Hütte ging wieder los, und die riefen dauernd hier an, ich hatte ja die Werkswohnung, und dann bin ich wieder hierhergekommen für ein halbes Pfund Haferflocken und ein halbes Pfund Zucker, das gab's als Schwerstarbeiterzulage. Wir haben damals unsere 8/10/12 Stunden gearbeitet, bloß damit wir die Hütte wieder in Gang kriegten. Sonntags wurde auch immer gearbeitet. Damals wurde nicht so'n Wert gelegt auf genaues Arbeiten, Hauptsache Flaschen kamen raus; ob die nun dicke Nähte hatten oder krumm und schief waren, alles ging weg.

Der Direktor Mohn, das war so'n Kaufmann, der hatte irgendwo so'ne Konservenflaschen mit Deckel aufgetrieben, die verscheuerte er lastwagenweise im Ruhrgebiet. Da kam er dann sonntags, wenn man zur Arbeit kam, mit einem halben Pfund Zucker für jeden an. Mit so'm Kleinkram kam er ... das war damals was Besonderes.

Hier abtrennen Tear off here

21 Army Group Form 77

BESETZUNGS BEFEHL
ACCOMMODATION DEMAND

Rr).....
No).....

An den Bürgermeister/Polizei Vorsteher in)
To the Burgermeister/Chief Officer of Police of) **Oldenburg I/O**.....

Sie werden ersucht den folgenden Grundbesitz)
You are required to requisition and *make available the following property) **Huts & canten**

Master of Glass Factory located on Stedinger Str., Oldenburg I/O
Map Ref. - 334049 139

von) **0900**.....Uhr ab, am)..... **6 July 45**.....194... zu requirieren und*
from) **0900**.....hrs on)

für die Britische oder Alliierte Besetzung zur Verfügung zu stellen.
for British or Allied occupation.

Im Falle von Privatbesitz müssen Sie von dem Eigentümer oder dem Bewohner in der dafür weiter unten
In the case of private property you will obtain the owner's or occupier's signature in the space provided

vorgesehenen Stelle die Zeichnung seiner Unterschrift erhalten, und dieses Formular umgehend an die
below and immediately return this form as a certificate of service of requisition, to the issuing authority.

Datum) **7 July 45**.....Unterschrift).....
Date) **7 July 45**.....Signature) (Hirings Officer or Town Major)

Anschrift) **8 Garten Str., Oldenburg I/O**
Address) *P. J. Fenton - Capt.*

Ich bestätige, dass ich eine Requirierungs Zustellung in Bezug auf den oben angeführten Grundbesitz
I acknowledge that I have been served with a requisition in respect of the property described above

erhalten habe und versichere hierbei, dass ich diesen Grundbesitz zur angegebenen Zeit zur Verfügung
and undertake to make it available at the time appointed. I understand that

stellen werde. Ich habe zur Kenntnis genommen, dass die deutschen Behörden zuständig sind, im
should compensation be payable in respect of this occupation, the responsibility therefor is that of

Falle, dass Entschädigung für diese Besetzung zahlbar ist.
the German authorities.

Datum) **11. July 1945**.....Unterschrift) *[Signature]*.....
Date) **11. July 1945**.....Signature) (Eigentümer oder Bewohner)
(Owner or Occupier)

*The words ("zu requirieren und") will be deleted in the case of State or parastatal property.
("requisition and")

NOTE : This form will only be used for requisitions effected through the medium of a Hirings Officer or Town Major and the local authorities. In the event of Units requiring to serve a note direct on the civilian in accordance with the Emergency Requisition Procedure, 21 Army Group Form 76 will be used.

LANDESWIRTSCHAFTSAMT
 WIRTSCHAFTSVERWALTUNG NIEDERSACHSEN

PRODUCTION PERMIT INDUSTRIAL PLANTS

Fertigungsgenehmigung für Betriebe

To: Oldenburgische Glashütte A.-G., Oldenburg, Stedinger Str. 119

(Address of Firm / Firmenanschrift)

1. This is a PERMIT to

~~XXXXX~~ / INCREASE / ~~COMMENCE~~ / RECOMMENCE PRODUCTION

Diese Genehmigung gilt für ~~XXXXXX~~ / Erweiterung / ~~Wiederaufnahme~~ / ~~Wiederschlag~~ der Fertigung.
 (Delete those not applicable / Nichtzutreffendes streichen).

2. You are authorised to carry out the following production in your factory at:

Oldenburg, Stedinger Str. 119

Sie sind zur Herstellung folgender Erzeugnisse berechtigt in Ihrem Werk in:

Oldenburg, Stedinger Str. 119

<u>Products/Erzeugnisse</u>	<u>Quantity/Menge</u>	<u>Value/Wert in RM</u>
Bottles for packing and drinks } Preserving jars for industry } Preserving jars for households } Household-glass } Technical and sanitary glass }	unlimited 400 000 pieces monthly 400 to " 50 to "	
Getränke- und Verpackungsflaschen } Industrie-Konservengläser } Haushaltskonservengläser } Wirtschaftsglas } Technisches und sanitäres Glas }	unbeschränkt 400 000 Stück monatl. 400 to " 50 to "	

3. This permit is valid until. / Die Genehmigung gilt bis ~~XXX~~ further notice / auf weiteres
 A further application will be made by you in writing before this date, if production is to be continued.
 Gegebenenfalls ist vor Ablauf dieser Frist Verlängerungsantrag zu stellen.
4. You will not engage in the production of any other goods than those approved in Para 2 of this Permit, nor in any other activities without permission.
 Die Herstellung anderer Erzeugnisse, als unter 2 angegeben, sowie die Aufnahme andersartiger Fertigungen bedürfen der ausdrücklichen Genehmigung.
5. You will submit monthly an „Industrie-Bericht“ in German, to the local collecting agent appointed by the Wirtschaftsverwaltung Niedersachsen by the 5th. of each month AT THE LATEST. Supplies of forms can be obtained from the local collecting agent. The return will be rendered promptly, as allocation of controlled commodities, including fuel and power, will depend on its receipt by the correct date.
 Sie haben monatlich den „Industrie-Bericht“ (deutsch ausgefüllt) der von der Wirtschaftsverwaltung Niedersachsen benannten örtlichen Verteilerstellen spätestens am 5. jeden Monats einzureichen. Dort sind auch die Formblätter erhältlich. Pünktliche Einreichung ist unerlässliche Voraussetzung für Berücksichtigung bei der Verteilung bewirtschafteter Mangelstoffe (einschl. Brennstoffe und Energie).
6. The Authorisation No. of this Permit is / Die Permit-Nr. lautet Fds./ 44 / 0362
7. This Production Permit does not constitute any legal claim in respect of allocation or delivery of controlled commodities (including fuel and power).
 Diese Fertigungsgenehmigung begründet keinen Rechtsanspruch auf Zuteilung oder Lieferung bewirtschafteter Mangelstoffe (einschl. Brennstoffe und Energie).

M.d.W.b.

Signed/Unterschrift:

Dr. Röhl

Position/Dienststellung:

(Dr. Röhl)

Date/Datum:

17. April 1948



Aber nach der Währung war alles wie umgewandelt, als wenn sie alles gehortet hätten. Dann lagen die Schaufenster voll, das war aber alles doppelt so teuer. Erst nach zwei Jahren fielen die Preise wieder. Ich weiß, die Stumpen, die kosteten ungefähr 20 Pfennig das Stück, und nach einem Jahr gingen sie auf 10 Pfennig zurück. Wir haben geraucht vor Hunger damals. Jeder hatte so'n Jonni von Pfeife, und wenn wir mit 10 Mann zusammenstanden, dann war die ganze Bude blau, und man fiel bald um vor Gestank. Der selbstgemachte Tabak stank wie die Pest, als wenn er auf dem Misthaufen gewachsen wäre."

VERSAND nach EUROPA?

Nirgendwoanders werden Sie eine so aussergewöhnlich feine Auswahl von **LEBENSMITTELN FÜR ÜBERSEE** finden, die drüben so notwendig verlangt werden! Dosenartikel wie **FLEISCH, FISCH, BUTTER, KÄSE, KAFFEE, SCHOKOLADE, GETR. FROCHE** usw.

WIR VERSENDEN NACH ALLEN ZONEN DEUTSCHLANDS
(ausschließlich der russischen Zone und Berlin)

Sie können sich Ihre Pakete in unserem Laden **SELBST ZUSAMMENSTELLEN**. - Zuvorkommende Bedienung.

Alle Pakete sind für volle Ablieferung **VERSICHERT**

Schreiben Sie, rufen Sie an oder kommen Sie selbst.
Wir senden Ihnen unsere ausführliche Preisliste.

Sie finden die gleich grosse Auswahl in allen 3 Geschäften.

Post-Aufträge von auswärts an unsere Zentrale
1372 Sixth Ave., erbeten.

SEYMART FOOD SHOPS	1372 SIXTH AVE. n'r 26. St. CO 2-5409
MADISON FOOD CENTER	1185 MADISON AV. n'r 26. St. AT 2-2788
W & W FOOD CENTER	1188 MADISON AV. cor. 27. St. AT 2-5588

★ ★ ★
Spezial-Angebot!
PAKET
3 Star Special:
500 Philip Morris-Zigaretten
1 lb. Kaffee
1/2 lb. schen Kakao
1 lb. Butter
1 lb. Schrimpfleisch
1 lb. Käse
Nach **DEUTSCHLAND**
(amerikan., brit. und franz. Zone)
\$12.50
Russische Zone und BERLIN
\$13.75
Standard Exchange Co.
147 EAST 86th STREET, 1. Stk.
NEW YORK CITY
Tel. ATwater 9-9090

Lebensmittel- Pakete nach DEUTSCHLAND

amerikan., britische u. französ. Zone

PAKET No. 3 . . . \$5.12

1 can Milch
1 lb. Oatmeal
1 can Sardinen
1 lb. Kaffee
1/2 lb. Tee
1 lb. Kakao
1 can Frankfurters
1/2 lb. Käse
1 pint-Getr.
1 lb. Butter in Dose
1/2 lb. Milchpulver
1 Tafel Schokolade

Verlangen Sie Preisliste

LEO STOCK

Food Products

597 WEST 181st STREET
(Subway Bldg.) OFFICE No. 8
Tel.: WA 3-8655

Carepakete für Deutschland!
Werbung in der in New York herausgegebenen deutschsprachigen Neuen Volkszeitung, 25.11. 1946.

FRAUENARBEIT AUF DER GLASHÜTTE

Frauenarbeit war auf der Oldenburgischen Glashütte von jeher eine Selbstverständlichkeit. Im vergangenen Jahrhundert waren es zumeist die Ehefrauen und Töchter, die für ihre Männer bzw. Väter Hilfsdienste verrichteten. Einen Arbeitsvertrag bekamen sie nicht. Die Gewerbeordnung von 1869 sah vor, daß die Hüttendirektion die zuständigen Behörden informieren mußte über das Alter der eingestellten Frauen, die Art der Tätigkeit, die Länge des Arbeitstages und der Ruhepausen. Da die jungen Mädchen unter der Obhut ihrer Väter arbeiteten, achtete die Direktion nicht besonders streng auf die Einhaltung besonderer Schutzbestimmungen für Arbeiterinnen in ihrem Betrieb. Und mit Besorgnis wird im General-Anzeiger für Oldenburg und Ostfriesland am 16. Juli 1894 registriert, daß durch das Verbot der Kinderarbeit verstärkt jugendliche weibliche Arbeitskräfte in Fabriken eingestellt werden.

Im 1. Weltkrieg war es nur mit Hilfe der Frauen möglich, die Kriegsproduktion aufrechtzuerhalten. Ebenso wie die Männer, waren jetzt auch die Frauen in Tag- und Nachtschichten tätig. Die Direktion der OGA begründete die Frauenarbeit gegenüber dem Staatsministerium folgendermaßen:

"... Eine Notwendigkeit, die Frauenarbeit heranzuziehen, ist auch schon dadurch gegeben, daß wir, abgesehen von der Herstellung von Granaten, auch in umfangreichem Maße in der Flaschenfabrikation für Heereslieferzwecke beschäftigt sind, nachdem den Truppen in der Front regelmäßig große Zufuhr von Bier und Mineralwasser gemacht wird. Würden wir auf die Hilfsleistung der Frauenarbeit verzichten müssen, so würde die Ausführung der Heereslieferungsaufträge in Frage gestellt werden.

Der Eröffnung der Beschäftigung auf unserer Fabrik würde auch einer Anzahl von Ehefrauen, deren Männer zum Heeresdienst einberufen sind, eine gute Verdienstmöglichkeit bieten, was den betreffenden Frauen bei der jetzigen Teuerung sehr zu statten käme..." 1)

1) Oldenburgisches Staatsarchiv, Best. 230-1 Nr. 682.
Es waren die Ehefrauen der Glashüttenarbeiter, die für Hilfsarbeitertätigkeiten eingestellt wurden.

Im zweiten Weltkrieg allerdings übernahmen diese Hilfstätigkeiten die gewaltsam nach Deutschland verschleppten Zwangsarbeiter und -arbeiterinnen, deutsche Frauen lernten die Maschinen zu bedienen und zu warten.

1949 begann die Produktion der begehrten Einkochgläser. Die Hüttenleitung suchte händeringend Arbeitskräfte; ihren Betriebsangehörigen versuchte sie deshalb schmackhaft zu machen, die Ehefrauen auf die Hütte zu holen. Und welche Familie brauchte nicht dringend Geld, um die katastrophalen Lebens- und Wohnbedingungen zu verbessern? Die Glashütte zahlte stets höhere Löhne als andere Oldenburger Betriebe, und durch die vielen Überstunden erreichten dann die Ehepartner ein relativ hohes Monatseinkommen. Auch alleinerziehende Mütter und junge Mädchen arbeiteten wegen der guten Verdienstmöglichkeiten auf der Hütte. In den folgenden beiden Jahrzehnten bestand etwa ein Drittel der Belegschaft aus Frauen; die Mehrzahl von ihnen hatte keine Berufsausbildung. Die jungen Frauen wurden an den Schleifmaschinen für Einkochgläser und Deckel angelernt. Das war eine sehr dreckige und schwere körperliche Arbeit, zumal sie den ganzen Tag auf unbequemen Hockern ohne Arm- und Rückenlehnen vor der Maschine sitzen mußten und die Arbeit im Laufe der Zeit durch modernere Maschinen immer hektischer wurde. Die älteren Frauen waren in der Sortierung, Verpackung und/oder Verschlußmontage beschäftigt; hier mußten sie den ganzen Tag stehen.

Der folgende Interviewausschnitt schildert die Arbeitssituation der Frauen auf der Hütte in den 50er und 60er Jahren.

Das mußte ja alles ganz schnell gehen...

"Ich bin am 15. Mai 1950 angefangen. Vom Arbeitsamt wurden wir zur Hütte geschickt. Der Mai war ganz warm. Das Fräulein vom Arbeitsamt sagte: "Gehen Sie mal ganz schnell zur Glashütte, die suchen Leute." Ich weiß das heute noch, es war ein ganz warmer Maitag. Ich hatte Kniestrümpfe an, 'nen blauen Faltenrock und 'ne weiße Bluse unter, und ich dahin.

"Geh'n Se man schnell zur Dr. Winkelmann zur Cloppenburger Straße, da müssen Sie sich erst mal untersuchen lassen." Ich denn hin, und da waren auch die anderen Frauen, die auch auf der Hütte arbeiten wollten. Und der Doktor drückte einem auf den Bauch, ob man ein Kind kriegt und so. Dr. Winkelmann war ein alter Osternburger Arzt, von dem kriegte ich die Bescheinigung, daß ich gesund sei. Dann zurück zur Glashütte und von da aus wieder zum Arbeitsamt - alles zu Fuß. Von der Glashütte wurde ich nun ja angenommen, und wir kriegten 84 Pfennig.



In Pferdewagen erhielt die Hütte von 1845 bis in die 50er Jahre Sand aus Donnerschwee.

Paar Tage später fing ich an zu arbeiten. Die erste Glashütte! Die Frauen saßen so in der Reihe. Wir mußten Wasser holen für die Frauen, die an der Schleifmaschine arbeiteten. Die mußten Weckgläser schleifen. Die Frauen standen an der Maschine und haben das Weckglas mit Sand und Wasser geschliffen. Schön mit Gummischürze und Stiefeln. Beim Schleifen mußten die Gläser gedreht werden. Den Sand brachten die Männer, und das Wasser mußten wir Frauen holen.

Nach einigen Tagen kam ich mit vier anderen Frauen auch an die Maschine. Wir mußten Deckel schleifen. Die geschliffenen Deckel wurden so nacheinander in Kästen gelegt und dann zum Kühllofen zum Trocknen gebracht. Danach wurden sie von anderen Frauen zuerst in Seidenpapier eingewickelt, dann in Wellpappe eingerollt, mit 'nem Klebestreifen zugemacht, Stempel drauf und dann auf die Schiebkarre gelegt.

Nach einiger Zeit kriegten wir eine neue Maschine, mit der konnten zwei Deckel gleichzeitig geschliffen werden. Da waren zwei Gewichte dran, die gingen rauf und runter. Die Deckel wurden mit einem Schleifstein geschliffen, und man mußte aufpassen, daß man die Finger nicht reinkriegte, weil das ja gleich hochging. Man mußte den Deckel ganz schnell auf die Vorrichtung in die Maschine legen, die ging dann auch schon hoch, dann mußte man sofort den zweiten Deckel unterlegen.

Später kam eine Maschine mit drei Spindeln. Neben uns stand der Kasten mit den Deckeln. Wir nahmen die Deckel nacheinander raus und mußten die ganz schnell in die Maschine legen.

Bei der ersten Maschine haben wir die Deckel selber zum Kühllofen getragen, bei der Maschine mit drei Spindeln haben wir nur noch davorgesessen und die Maschine bedient.



Frühstückspause am Arbeitsplatz (50er Jahre)

Wir mochten erst gar nicht anfangen zu arbeiten; das war so schnell. Aber meine Kollegin und ich haben uns einfach an die Maschine gesetzt und ausprobiert. Mit 'n mal standen die Herren hinter uns, und als wir uns beobachtet fühlten, gingen natürlich die Deckel kaputt. Da wurden dann zwei andere Frauen eingestellt - wir waren ja doof. Aber die zwei blieben bald weg und kamen nicht wieder. Wir haben uns das schnell geübt, und da sind wir an die Maschine gekommen.

Mit 'n Mal wurde allen Frauen gekündigt, und es kam eine neue Maschine. Nur wenige Frauen durften bleiben, etwa 30 Frauen mußten gehen. Ich wurde auch erst gekündigt, konnte dann aber bleiben.

Nun kam eine Maschine mit 12 Spindeln. Die war aber für Weckgläser. Die Deckelmaschine blieb stehen, und ich kam in eine andere Schicht. Wir machten immer von 6 bis 14 Uhr und von 14 bis 22 Uhr Schicht. Wir haben auch nachts geschliffen, wenn Saison war. Es war zwar verboten, aber dafür hat sich die Betriebsleitung 'ne Zustimmung geholt. Wir waren ja alle in der Gewerkschaft, aber wenn Not am Mann ist, dann kriegst du das immer.

Ich kam auch an die große Schleifmaschine. Neben mir stand ein Wagen, auf dem die Gläser standen. Eine Frau gab einer anderen die Gläser in die Hand. Die nahm immer so 3, 4 in die Hand und hängte sie mit der linken Hand in die Schleifmaschine. Dann mußte man ganz schnell die Finger wegziehen, die nächsten Gläser greifen und reinhängen, das war sehr gefährlich! Ein Mann, der angelernt werden sollte, hatte schon nach 3 Minuten einen Finger ab. Das mußte alles ganz schnell gehen.

Ich mußte die Gläser aus der Maschine rausnehmen und auf das Fließband stellen, mit dem sie weiter zum Kühlofen transportiert wurden. Am Ende saß eine Frau, die mußte die Gläser nehmen und nach unten stellen auf ein anderes Band. Die hat einen schönen Job gehabt, da in der Ecke. Das Band mit den Gläsern lief weiter nach vorne zu den zwei Sortierinnen, die guckten nach, ob der Schleifrand richtig war, sonst wurden die Gläser wieder zurückgeschickt. Dann stand da noch so 'n langer Tisch und da standen die Packerinnen vor, 3 oder 4 Frauen. Die Gläser wurden je nach Größe in ein Dreier- oder Viererpaket zusammengepackt. Zwischen die Gläser wurde Wellpappe gelegt und dann schnell aufgerollt. Es mußte ja alles schnell gehen. Da haben wir im Akkord gearbeitet, da hatten wir 1,32 DM.

Die Rillengläser waren sehr gefragt. Es kam ab und zu vor, daß wir von mittags 2 Uhr bis zum anderen Morgen um 6 Uhr am Paktisch gestanden haben. Wir wurden vorher gefragt, und wir hatten nichts dagegen, bedeutete ja auch wieder Geld. Es haben immer alle Frauen mitgemacht. Wir haben immer 48 Stunden in der Woche gearbeitet, und auch sonntags morgens haben wir von 6 bis 12 Uhr geschliffen. Jeden Sonntag, nicht nur in der Saison; es war immer was zu tun. In der Saison haben wir oft nachts gearbeitet. Wir kamen mittags um 2 Uhr nach Hause und sind abends um 10 Uhr wieder hin und haben

bis zum anderen Mittag um 2 Uhr gearbeitet.

An der Schleifmaschine und am Packtisch haben nur Frauen gearbeitet. Die Männer haben mit den Schiebkarren die Gläser und Deckel weggebracht. Die Leitung einer Abteilung hatten nur Männer, wir hatten immer nur männliche Vorarbeiter.

Später wurde die große Maschine auch für Deckel umgebaut. Wenn wir an der Maschine geschliffen haben, dann hatten wir Motorradanzüge und Stiefel an und so einen Gummiumhang um. Und manchmal kam das Wasser von oben runter und denn die Ärmel aufgekrepelt und mit kaltem Wasser gearbeitet, das mir immer die Ärmel runterlief. Hinten stand die Verladerrampe immer offen, und wir kriegten immer Zug. Es war immer kalt und die Maschine voller Gläser. Oft zerplatzten die Gläser in der Maschine, dann mußten wir alles wieder saubermachen.

Es war immer sehr laut an der Maschine, wir konnten kaum miteinander sprechen, wir haben aber viel gesungen auf der Hütte; jede hat für sich gesungen, Volkslieder oder die neuesten Schlager. Ganz schönes Arbeiten war da immer. Bei Spätschicht haben wir oft Blödsinn gemacht.

Auf der alten Hütte (d. h., vor der Sanierung durch den Gerresheimer Konzern ab 1959, d. Verf.) lagerten die Flaschen draußen. Am Wintertag haben wir draußen gestanden, Eis und Schnee von den Flaschen gemacht und Verschlüsse montiert. Das haben wir sonntags gemacht. Um 6 Uhr mußten wir auf der Hütte sein. Es wurde eine große Lampe, kein Flutlicht, angemacht. Die Männer schmissen uns die Verschlüsse auf den Boden neben uns, wir mußten die dann aufnehmen, schnell stöpseln und die fertigen Flaschen auf der anderen Seite in Kisten packen. Wir haben dabei gestanden und mußten uns immer bücken.

Früher hatten wir auch eine Kantine auf der Hütte. Es gab Bier und Sprudel. Auch wir Frauen haben ab und zu Bier getrunken. Bei den Männern war es selbstverständlich, daß die Bier tranken.

Ich wurde 40, als ich auf der Hütte anfang. Wenn ich Feierabend hatte und ich draußen war, dann wußte ich schon gar nicht mehr, was ich überhaupt gemacht hatte. Ich konnte ganz gut abschalten. Zu Hause hatte ich ja auch noch meine Arbeit. Ich mußte den Haushalt machen, Lernen nachgucken usw.. Während ich auf der Hütte war, waren meine zwei Söhne bei meiner Mutter."

VON DER HAND IN DEN MUND

Wie Osternburger Frauen und Männer das "Wirtschaftswunder" erlebten

"Wieder" - dieses kleine Wörtchen kennzeichnet die Gründerjahre der Bundesrepublik Deutschland! Es ist die Zeit des wirtschaftlichen "Wiederaufbaus", der politischen "Wiedereingliederung" und der militärischen "Wiederaufrüstung". Für die große Masse der Bevölkerung ist es die Zeit des "Wiedersattwerdens". Es soll anders, ja "wieder" besser werden. "Es geht besser, besser, besser, immer besser, besser, besser, denn wir haben viel geschafft in kurzer Zeit..." tönt es aus dem Radio.

Die Lebensmittelrationierungen werden 1950 in den Westzonen aufgehoben, und die Armenküchen verschwinden nach und nach aus den Stadtteilen. Vorbei ist die Zeit der Steckrüben und Wassersuppen. Mit den Waren, die bis zur Währungsreform "gehörtet" werden und plötzlich über Nacht in die Schaufenster und Läden gelangen, wird der Eindruck von neugewonnenem Wohlstand erweckt. Die Werbung berichtet von zahlreichen "wieder"-erhältlichen Waren. Der Wochenspeiseplan wird abwechslungsreicher: sonntags gibt es Fleisch und freitags Fisch; an den übrigen Tagen Kartoffeln, Reis und Nudeln mit Beilage, Auflauf, Vorsuppe oder Nachtisch. Zwei Kriege und zwei Nachkriegszeiten haben so viel Not und Elend gebracht, daß die Menschen großes Verlangen nach Genußmitteln haben und die berechtigte Hoffnung auf ein "besseres" Leben.

Das beherrschende Problem des Alltags zu Beginn der 50er Jahre ist bei den Osternburger Arbeiterfamilien nach wie vor der "Mangel" - trotz der von der Werbung suggerierten Warenvielfalt. Es ist der Mangel an Wohnraum, Kleidung, Haushaltsgegenständen, an Geld, Lohnarbeitsplätzen - vor allem für Frauen - und immer wieder der Mangel an Lebensmitteln, besonders an Delikatessen. An Ereignisse, die mit dem Thema Essen zusammenhängen, erinnern sich die Frauen

und Männer in den Gesprächskreisen gern und häufig, auch Frau J., die als eine der wenigen Frauen unmittelbar nach ihrer Schulentlassung eine Lehrstelle im Büro erhielt:

"Kurz nach der Währungsreform haben wir vom Büro aus einen Betriebsausflug gemacht. Es war an einem Buß- und Betttag. Gegen Mittag kommen wir in dem Lokal an. Da gab's eine Erbsensuppe - aber was für eine! Da konnte man sich alle zehn Finger nach lecken. Mit Einlage! So wie man schon lange eigentlich keinen Eintopf mehr gegessen hatte. Und später hat der Prokurist uns Mädchen eine Tafel Schokolade geschenkt. 18 Mark hat er dafür bezahlt! Die wurde dann unter uns aufgeteilt. Und dann ging das ja noch weiter. Abends gab es noch einmal was zu essen: Hackgrütze und Blutballen mit Bratkartoffeln."

Nahrungssorgen hatte auch Herr L.. In seinen Lebenserinnerungen berichtet er immer wieder von seinen "Über-Land-Fahrten", um Lebensmittel zu organisieren. Noch in den 50er Jahren verkauft er selbstgebaute Tabakmaschinen und Spinnräder an die Bauern der Umgebung. Drei Pfund Speck, 20 Pfund Roggen, ein großes Schwarzbrot und 20 Eier hat er für ein Spinnrad bekommen.

"Damit kam ich abends zuhause an. Die Kinder hatten nur trockenes Brot und ein paar Bratkartoffeln dazu gehabt. Da haben wir erst mal das Stück Speck und die Eier beim Wickel gekriegt, 'ne ganze Pfanne voll und haben uns ordentlich einen reingefressen. Da waren wir acht Tage von satt. Das Korn haben wir in der Kaffeemühle gemahlen und da wurde jeden Morgen Milchsuppe von gekocht."

Grundvoraussetzung, um aus dem materiellen Dilemma und den beengten Wohnverhältnissen herauszukommen, ist eine gutbezahlte Arbeit. Doch angesichts der rund 10 Mio. Flüchtlinge aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten gibt es eine große industrielle Reservearmee. Besonders die Frauen leiden darunter. Sie sind in der Kriegs- und Nachkriegszeit selbständiger geworden und haben gelernt, Verantwortung zu tragen, denn sie mußten zumeist allein den Lebensunterhalt für sich und ihre Familienangehörigen verdienen. Frauen sind in typischen Männerberufen tätig gewesen, doch nach der Währungsreform werden sie schrittweise von den Kriegsheimkehrern und Flüchtlingen zurückgedrängt. Einige ziehen sich

auch freiwillig zurück, um sich von der jahrelangen Überanstrengung und Auszehrung ihrer Kräfte zu erholen.

Das Erziehungs-, Bildungs- und Ausbildungssystem ist sozial weitgehend undurchlässig - Chancengleichheit noch kein Begriff. Für die jungen Mädchen mit niedrigem Bildungsabschluß ist es Anfang der 50er Jahre fast unmöglich, nach der Schule einen Ausbildungs- oder Arbeitsplatz zu bekommen. Ein längerer Schulbesuch kommt für Töchter aus Arbeiterfamilien nur selten in Frage, weil denen die Kosten für den Schulbus, die Bücher und Kleidung einfach zu hoch sind. Mit viel Glück gelingt es einigen Mädchen, eine Lehre als Verkäuferin oder Friseurin zu machen, andere gehen als Ungelernte in die Fabrik oder in den Haushalt.

Jene jungen Mädchen, die mit ihren Eltern gegen Kriegsende oder in der unmittelbaren Nachkriegszeit in den Westen gezogen sind und die Schule infolge der allgemeinen Kriegswirren zumeist ohne Abschluß verlassen haben, erhalten hier in Oldenburg - ebenso wie in den meisten anderen Städten - fast nie eine Lehrstelle, sondern sind gezwungen, als Hausgehilfin bei wohlhabenden Familien oder im Geschäftshaushalt zu arbeiten. Sie sind "Mädchen für alles" und müssen die typischen "Frauenarbeiten" verrichten: einkaufen, kochen, waschen, nähen, putzen, den Haushalt führen, Kinder erziehen usw. Neben diesen Arbeiten helfen sie oftmals noch im Laden mit.

Über ihre Arbeitserfahrungen in einem Oldenburger Geschäftshaushalt erzählt Frau V.:

"Wir sind 1945 aus Ostpreußen geflüchtet. Zunächst lebten wir auf dem Lande in der Nähe von Oldenburg. Dann bekam mein Vater Arbeit auf der Glashütte, und wir zogen in eine Werkwohnung. Ich bin 1933 geboren und hatte die Schule im letzten Kriegsjahr nur unregelmäßig besucht und ohne Abschluß verlassen. Man war ja dumm damals, aber ich fühlte mich schon zu alt, den Schulabschluß hier in Oldenburg nachzuholen. Da wir keine Beziehungen hatten, ging ich in den Haushalt. Das war ein Geschäftshaushalt, die hatten ein Cafe. Da wurde man richtig ausgenutzt. Ich fing morgens um

sieben Uhr an und blieb bis spät abends. Ich mußte das Geschirr aus dem Cafe abwaschen, den Haushalt der Familie in Ordnung halten und mich um die Kinder kümmern. Ganz oben wohnten auch noch die Großeltern, die pflegebedürftig waren, da mußte ich auch putzen und jeden Tag die Betten machen. Ich hab' schwer arbeiten müssen. Alles, was so anfiel, hab' ich erledigen müssen. 30 Mark habe ich dafür bekommen. Am meisten ärgere ich mich darüber, daß die nicht für mich geklebt haben... 1954 bin ich dann in die Fabrik - zur AEG - gegangen, da hab' ich 99 Pfennig die Stunde bekommen. Das vergißt man nicht so schnell."

In die Fabrik gehen auch die alleinstehenden Frauen, vielfach Flüchtlingsfrauen, deren Ehemänner entweder im Krieg gefallen oder noch nicht aus der Gefangenschaft zurückgekehrt sind und die zuhause Kinder, jüngere Geschwister und/oder Eltern versorgen müssen. In ihrer Not sind sie gezwungen, Schicht- und Akkordarbeit zu leisten, weil sie damit am meisten Geld verdienen. Wegen der besonderen Wohnraumproblematik in Oldenburg - die Stadt mußte nach einer Verfügung der alliierten Besatzungsmacht über 36.000 Flüchtlinge aufnehmen - leben diese Frauen mit ihren Familienangehörigen zumeist auf engstem Raum zusammen. Wenn sie ohne Zuzugserlaubnis nach Oldenburg gekommen sind, erhalten sie keine Arbeitserlaubnis und damit keine Lebensmittelkarten. Die Not dieser Menschen wird nur geringfügig durch die finanzielle Unterstützung nach dem Bundesversorgungsgesetz gemildert. Die Lage der Hinterbliebenen verbessert sich erst ab 1957, nach Erhöhung der Witwen- und Waisenrente, um durchschnittlich 80 %. Bis dahin leben Flüchtlingsfrauen und ihre Angehörigen wegen der unzureichenden Arbeitsmarktchancen und der diskriminierenden Fraueneinkünfte am Rande des Existenzminimums.

Zum Beispiel Frau R.. Sie kommt unmittelbar nach Kriegsende nach Oldenburg und wohnt mit ihren zwei Kindern und ihrer Mutter zunächst in einer winzigen Kellerwohnung. Den Lebensunterhalt verdient sie mit Gelegenheitsarbeiten als Wäscherin und Serviererin. Im Mai 1950 bekommt sie Arbeit bei der Oldenburgischen Glashütte, und einige Monate später zieht sie mit ihren zwei Kindern in eine der Werkswohnungen.

Sie ist 40 Jahre alt. Auf der Hütte arbeitet sie dann mit einer kurzen Unterbrechung über 20 Jahre als Hilfsarbeiterin.



An der
Schleifmaschine

Frau R. erinnert sich:

"Wir haben den ganzen Tag nur Deckel und Gläser geschliffen. Um sechs Uhr haben wir angefangen. Von neun bis zwanzig nach neun hatten wir Pause - bezahlte Pause - da mußten wir essen und aufs Klo gehen. Um zwölf ging man vielleicht noch mal eben zum Klo, und dann ging's bis um zwei Uhr weiter. Bevor wir weggingen, sagten wir dem Schlosser Bescheid, der immer in der Nähe der Maschinen war, der mußte die Schleifsteine wieder schärfen. Alle zwei Stunden wurden die geschärft... Wir saßen auf einem Hocker ohne Arm- und Rückenlehne hinter der Maschine. Man mußte ganz gerade sitzen und die Arme hielt man so auf halber Höhe. Man arbeitete bloß mit den Armen und Händen... Man mußte ganz schnell die Gläser und Deckel greifen und in die Maschine hängen und das Wasser, das wir zum Schleifen brauchten, lief dabei an den Armen runter. Alles ging ganz schnell, es gab keine Sekunde zum Ausruhen. Es ging ums Geld und um

Im Winter war's oft so kalt, daß wir uns mit Packpapier eingepackt haben. Wenn ich nach der Schicht nach Hause fuhr mit dem Fahrrad und die Sonne schien, dann liefen mir die Tränen nur so runter - von dem ollen Gucken. Das strengte doch alles an! Nachher wurde extra für uns ein Raum gebaut, da kam nur die Nachsortierung rein. Das war ein schönes Arbeiten. Da waren keine Maschinen mehr, und es war nicht mehr so laut. Und dann haben wir auch privat mehr zusammen gemacht."

Der gewerkschaftliche Organisationsgrad auf der Oldenburgischen Glashütte liegt bei rund 90 %. Aber weder auf der Glashütte noch in anderen Industriebetrieben verhindern die Gewerkschaften und Betriebsräte die Entstehung geschlechtsspezifischer Tätigkeitsbereiche, die die Frauen benachteiligt. Überall dort, wo "körperlich leichte Arbeit" verrichtet werden muß, werden Frauen eingesetzt. Der Lohn ist entsprechend niedriger. Die Arbeitgeber umgehen damit ein vom Bundestag im Februar 1956 verabschiedetes Gesetz über die Gleichheit der Entlohnung von Männern und Frauen für gleichwertige Arbeit. Bis 1955 werden "Frauenlöhne" nach der Frauenlohnklausel errechnet: Je nach Industriegruppe war ein Abzug vom entsprechenden Männerlohn vorgesehen.



Sortierung

Auf der Oldenburgischen Glashütte verdienen Frauen in der Sortierung 1953 79 % und 1966 82 % des jeweiligen Männerlohnes. In einem Grundsatzurteil erklärt das Bundesarbeitsgericht die nach Frauen und Männern getrennten Lohngruppen sowie die Frauenabschlagsklauseln für verfassungswidrig.

Die Einführung von Leichtlohngruppen ermöglicht somit auf indirekte Weise, Frauenarbeit in niedrigere Lohngruppen

die Stelle. Ich war auf die Arbeit angewiesen. Ich hatte zwei Kinder und war nicht verheiratet. Ich mußte arbeiten! Und wenn du mußt, dann kannst. Gleich wie ich anfing auf der Hütte, hab' ich gesagt: "Ich geh' an die Maschine, dann wirste auch nicht arbeitslos."

Der Konkurs der Oldenburgischen Glashütte 1957 kommt für die Arbeiter überraschend. Von heute auf morgen stehen sie, ohne ihren letzten Monatslohn erhalten zu haben, auf der Straße. Nach eineinhalbjähriger Pause wird die Produktion von Flaschen und anderen Glasartikeln unter neuer Firmenleitung wieder aufgenommen. Frau R., die in der Zeit des Werkstillstandes mehrere Putzstellen hat, wird wieder eingestellt.

"Ich hab' dann bloß noch sortiert, aber am Band da beim Kühlofen. Im Sommer ganz schön heiß. Na ja, dann haben wir so Deckel sortiert, gerollt und denn so hingestellt. Wir standen dabei auf so'ner Pritsche, so'n bißchen höher. Ich habe drei Jahre am Band gestanden. Danach kam ich in die Nachsortierung. An unserem Arbeitsplatz war so'n Neonlicht, und die Gläser liefen immer an dem Licht vorbei. Da mußten wir acht Stunden sitzen und gucken.



einzustufen. Gemeinsame Aktionen von Männern und Frauen im Kampf um die Lohngleichheit scheitern zumeist am mangelnden Engagement der betroffenen Frauen, wobei die Hauptursache sicherlich in der Doppelbelastung der Frauen begründet ist. Von gewerkschaftlicher Seite wird dies stets zu wenig berücksichtigt.

Herr M., der über viele Jahre im Betriebsrat der Oldenburgischen Glashütte tätig gewesen ist, meint, daß die Frauen sich zu wenig um die eigenen Interessen gekümmert hätten, ohne allerdings nach den Ursachen zu fragen. Aber er fügt selbstkritisch hinzu, die Gewerkschaften hätten sich nicht genügend engagiert für die Gleichstellung der Frauen im Betrieb.

"Männer und Frauen haben im allgemeinen nie zusammen in einer Abteilung gearbeitet - bis auf die Nachsortierung. Die Männer, die in dieser Abteilung gearbeitet haben, waren Schwerbeschädigte oder für den Produktionsbereich zu alt. Die haben einen ganz niedrigen Lohn bekommen - aber immer noch mehr als die Frauen. Nie habe ich gehört, daß die Frauen den gleichen Lohn gefordert haben oder sich darüber beschwerten, daß immer nur die Männer die Abteilungsleiterposten bekommen haben. Sie haben sich auch sonst wenig um die Gewerkschaftsarbeit gekümmert, damit wollte keine etwas zu tun haben. Die haben sich um nichts gekümmert. Und das haben die Gewerkschaften ja auch versäumt durchzusetzen, daß die Frauen gleichberechtigt auch im Lohn sind. Das haben die bis heute nicht im Griff."

Die Frauen ebenso wie die meisten Männer wagen nicht, ihre Arbeitsbedingungen in Frage zu stellen. Allein das monatliche Geld in der Lohntüte ist entscheidend, denn man will endlich aus der Notsituation heraus: aus den überbelegten Wohnungen, den nur notdürftig ausgestatteten Haushalten, den ewigen Geldsorgen. Getrieben von der Hoffnung auf Wohlstand nach jahrelangen Entbehrungen, schieben sie Doppel- und Dreifachschichten - arbeiten sich allmählich kaputt. Eine Arbeitserleichterung oder eine verantwortungsvolle Tätigkeit interessiert nur dann, wenn der Arbeitsplatz besser bezahlt wird. Alles dreht sich ums Geld.

Die Arbeitsplätze auf der Glashütte sind begehrt. Die Durchschnittslöhne liegen dort höher als in anderen Oldenburger Betrieben, außerdem kann man durch Mehrarbeit noch etwas Geld dazu verdienen. Herr L., der 34 Jahre als Dreher- und Schlosser auf der Oldenburgischen Glashütte gearbeitet hat, berichtet von zahlreichen Überstunden, die sie dort wegen der großen Nachfrage nach Getränkeflaschen und Einkochgläsern machen mußten.

"Wir konnten uns totarbeiten! Wir kriegten ja die Überstunden schön bezahlt mit DM - das neue Geld. Wir waren ja so runtergekommen; die Kinder hatten kein Schuhzeug, keine Kleidung und gar nichts. Wir waren ja auf das Geld angewiesen, da haben wir dann Doppelschichten gemacht. Die Löhne entsprachen anfangs den Vorkriegslöhnen. Die Hütte zahlte aber mehr als die Spinnerei und andere Betriebe in Oldenburg. Wir Handwerker fingen mit 80 Pfennig die Stunde an. Ab '49 gab es eine Mark. Wenn man in der Nähe der Hütte wohnte, mußte man auch nachts raus, manchmal dreimal. Sicher, uns wurden die Überstunden gut bezahlt - 50 % mehr die Stunde, und zwei Stunden wurden gutgeschrieben. Aber jede Nacht... aber nach dem Krieg waren wir froh über jede Extrastunde, wir waren ja so abgeknabbert."

Der wöchentliche Durchschnittslohn eines Industriearbeiters liegt zu Beginn der 50er Jahre zwischen 50,-- und 60,-- Mark. Größere Anschaffungen können davon nicht getätigt werden, und zum Sparen bleibt erst recht nichts übrig. Deshalb geben viele Facharbeiter qualifizierte Arbeitsplätze auf und arbeiten als Ungelernte in einem Schicht- und Akkordbetrieb.

Herr D. muß allein den Lebensunterhalt für sich und seine Familie verdienen. In seinem gelernten Beruf als Verwaltungsangestellter bekommt er nach seiner Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft keine Anstellung. Als Ungelernter geht er schließlich in die Fabrik und arbeitet sich dort hoch zum Vorarbeiter. Doch das monatliche Einkommen reicht für Extrawünsche nicht aus, und Herr D. sucht sich einen anderen Arbeitsplatz.

"... auf der Hütte hatte ich mehr Geld. Ich mußte 'nen bißchen mehr Geld verdienen, ich habe eine Familie. Ich hatte höchstens ein paar Mark über in der Woche. Davon mußten wir Kleidung, Schuhe usw. bezahlen. Das war mir zu wenig. Da hab' ich mir einen anderen Arbeitsplatz gesucht. In dem alten Betrieb hatte ich zwar mehr Verantwortung, aber auf der Hütte hatte ich mehr Geld. 23 Jahre habe ich dann im Schichtdienst, in der Nachsortierung, gearbeitet. Weil ich meine Kredite schnell abbezahlen wollte, habe ich viele Überstunden gemacht, die wurden ja bei der Lohnsteuer nicht berechnet."

Ratenzahlung

"Kinder, hört auf Eure Oma! Ich habe eins im Leben gelernt: Man kann sein Leben lang sparen und doch zu nichts kommen. Seid vernünftig, nehmt Kredit!"

Marken Nähmaschinen ab 79,- oder Monatsraten zu 7,- DM

Staat zahlt Teil Ihrer Monats-Raten

Eigenes Haus auf Monatsraten

Wo fehlt eine?

Wir liefern alle Marken gegen queme Monatsraten, Anzahlung so ab 4,-. Postkarte genügt und erhalten kostenlos unseren groß Schreibmaschinen-Ratgeber Nr. 6 1

Teppiche für jeden Geldbeutel

54,- DM Velourteppich (Orientmuster) Gr. 150/240 DM 85,50 Größe 190/295 Mit oder ohne Anzahlung liefern wir traditionell Teppiche, Läufer, Bettumrandungen ab DM 10,- im Monat bis zu 12 Raten. Anker-, Vorwerk-, Kronen- u. Orientteppiche z. Mindestpreisen. Strauß-Fuß-

50 DM Monats-Rate

NOTHEL+CO. Göttingen

So steht es in den Zeitungen und spricht von den Plakawänden. Konsumieren ohne Geld lautet der Slogan. Was früher nur beim Kaufmann an der Ecke möglich war, wird jetzt in fast allen Geschäften angeboten. Ob Fahrräder, Öfen, Kühlschränke, Waschmaschinen, Elektroherde, Möbel, Gardinen, Kleidung - alles ist in "bequemen Monatsraten" zu erwerben. Es dient dem sozialen Prestige und damit der Selbstbestätigung - "man ist wieder wer". Ob bezahlt oder auf Kredit, das ist Privatsache, das geht niemanden etwas an. Der Wunschlebensstandard setzt ein Bruttoeinkommen von etwa 900,-- DM voraus. Das durchschnittliche Einkommen

der Arbeitnehmer beträgt Mitte der 50er Jahre nur 500,-- DM. Es können sich also nur Familien den Wunschlebensstandard leisten, in denen mindestens zwei Einkommen zusammenfließen. Der Kauf auf Abtrottern macht es möglich, nicht hinter Freunden und Nachbarn zurückstehen zu müssen. Ratenzahlungen - früher in Arbeiterhaushalten als Makel verpönt - verbreiten sich jetzt in Windeseile bei den westdeutschen Industriearbeitern. Sie kaufen vorwiegend in ihren Wohnvierteln, denn hier kennt man sich und kann "abbezahlen". Zinsen werden nicht verlangt, Barzahler müssen denselben Preis bezahlen.

Für Frau H., Hausfrau und Mutter, ist es selbstverständlich, größere Anschaffungen für die Wohnung und den Haushalt auf Raten zu kaufen. Sobald ein Kredit gezahlt ist, wird der nächste Ratenkaufvertrag abgeschlossen.

"Als wir unsere erste Wohnung kriegten, haben wir bei "Husen" Gardinen gekauft. Der schrieb die Summe auf eine Karteikarte und dann haben wir jede Woche das, was wir übrig hatten, hingbracht. Da war die Summe nach ein paar Monaten bezahlt, aber wir hatten sofort Gardinen vor den Fenstern. Wo sollte man denn das Geld hernehmen? Man hatte ja keine Möglichkeit, was anzusparen. Mein Mann verdiente damals auf der Glashütte wöchentlich rund 50,-- DM. Dieses Geld wurde genau eingeteilt: Soundsoviel für Miete und Strom, dann ein Paket Tabak, 50 g Tee, 1 Tafel Schokolade und 10,-- DM Abzahlung an "Husen". Von dem Rest haben wir gelebt."

In der Familie F. sind beide Ehepartner berufstätig. Auch sie haben ihren Elektroherd und ihre Waschmaschine in Raten bezahlt. Frau F. erzählt:

"Als bei uns ein bißchen Geld übrig war, hab' ich mir als erstes einen Elektroherd gekauft. Vorher gab's ja überall nur die Kohlenherde in der Küche. Auf Abzahlung hab' ich mir bei "Ofenhaus Frühling" einen Dreiplattenherd gekauft; dazu noch einen Suppentopf, einen Milchtopf und einen Was-serkessel. Nach der Geburt des ersten Kindes hab' ich gleich eine Waschmaschine gekriegt. Die haben wir auch abgestottert."

Lohnpfändungen nehmen Mitte der 50er Jahre einen beängstigen- den Umfang an, dabei entfallen rund 32 % der Pfändungen auf Forderungen des Handels. Der Schwerpunkt der Pfändungen

liegt bei Forderungen zwischen 100,-- und 200,-- DM. Ob und wer seinen Zahlungsverpflichtungen nicht mehr nachkommen kann - darüber spricht man nicht.

"Wir haben '55 geheiratet und in den 60er Jahren erst angefangen zu sparen. Sonst haben wir von der Hand in den Mund gelebt. Da war man doch froh, wenn das Geld reichte. Lieber wollte man sich was Vernünftiges zum Anziehen kaufen, bißchen was Chices. Zum Sparen blieb wirklich nichts übrig."

Die Frauen wollen endlich wieder "Frau" sein dürfen und sehnen sich nach "modischer" Kleidung. Mäntel aus Wolldecken und Kleider aus weißen oder karierten Bettlaken sind passé. Ein Kleid von Christian Dior, Maggy Rouff oder Lauvin Castillo könnensich die meisten Frauen nicht leisten, aber fast alle haben in der schlechten Zeit nähen und stricken gelernt, und so entstehen in ihren Wohnstuben chice Kleider und Röcke nach genauer Anleitung aus einer der zahlreichen Modezeitschriften. Es werden Vorschläge gemacht, wie aus nur drei Meter Stoff ein elegantes Kleid für den Nachmittag gezaubert werden kann oder was die Frau am Abend zur Party trägt. Elegant muß es sein, denn viel zu lange ist es nur praktisch und unelegant zugegangen. Auf die Assessoires kommt es an! Kleine Effekte - große Wirkung mit Blenden, Schleifen, Tressen, Borten und Bändern.

Die Büroangestellte Frau J. legt großen Wert auf gepflegte Kleidung. Ihre finanziellen Mittel reichen jedoch nicht aus, um die verschwenderische Stoffmenge des "New Look" bezahlen zu können. Mit viel Phantasie gelingt es ihr dennoch, sich nach dem Modetrend zu kleiden. Sie erinnert sich an diese Zeit:

"Im Krieg hat man immer ganz kurz getragen. Es gab ja keinen Stoff. Je kürzer, desto besser. Die Kleider in den 50er Jahren waren wadenlang. "New Look" nannte man die Mode. Ja, die Kleider, oh, die waren chic! 1951 hatte ich ein wunderschönes Kleid. Das Oberteil war grün und der Rock braun und so ganz weit schwingend. Die Stoffe haben wir oft kombiniert, weil Reste billiger zu kaufen waren. Dazu trug ich hochhackige Schuhe. Da konnte ich nicht drauf laufen, aber ich mußte die haben. Zu den eleganten Schuhen paßten natürlich nur Nylonstrümpfe, aber die waren sehr, sehr teuer."

Das sparsame Kleid

*Nur wer gut gewachsen ist, sollte ein enges Restenkleid tragen, denn dieses hier will zu den Eleganten gehören. Die weichen Fältchen auf den Achseln als geschickte Tarnung für etwas allzu schlanke Schultern. Der quergeschnittene Abnäher sorgt für die perfekte Linie. Zwei eingeschnittene Taschen, einzig und allein zur Zierde.
(Stoffbedarf 3,40 m.)*



Aus 3 Metern Stoff ein ganzes Kleid? Wählen Sie einen bunten Baumwolldruck. Die Taille ist durch Abnäher betont, ein feines Gürtelchen wird zu einer Masche geschlungen. Kleine Kimono-Aermel, die weiche Schulterlinie, der runde Halsausschnitt sind betont weiblich. Frisch wie ein Sommermorgen, festlich und herausgeputzt wirken Manschetten und der runde, abstehende Kragen aus weißem Piqué. (Bedarf 40 cm.)

Ja, es geht wieder aufwärts! Immer mehr Haushalte profitieren vom Wirtschaftswunder. So wie der Modealltag mit der Zeit anspruchsvoller wird - ausschlaggebend ist die Qualität des Stoffes, seine Haltbarkeit und leichte Pflege - steigen auch die Ansprüche der Frauen bei Haushaltsartikeln und Gegenständen für den persönlichen Gebrauch. Auf der Wunschliste stehen: Brotschneidemaschinen, Toaströster mit automatischer Abschaltung, Thermosflasche und Picknickkorb, Messingschmuck und schwarz-weiß bemalte Porzellanschalen. Ende der 50er Jahre können sich bereits viele Familien ein Auto leisten oder ziehen in ein eigenes Häuschen.



"Roter Strumpf"

Diese ehemaligen Werkswohnungen der Glashütte wurden 1957 privatisiert.

LEBEN IN DER WERKSSIEDLUNG "KAMERUN"

Die Glashütte war der eine Pol, um den sich das Leben der Osternburger Hüttenarbeiter und deren Familien drehte, die Werkssiedlung der andere. Arbeit und Wohnen bestimmten die Alltagserfahrungen dieser Familien. Schichtarbeit einerseits, räumliche Enge und unzureichende sanitäre Verhältnisse andererseits, erforderten von jedem einzelnen Toleranz, Rücksichtnahme und Solidarität.

Mit Einführung der automatischen Flaschenproduktion hatte die Wanderbewegung der Glasmacher aufgehört, sie richteten sich nun in den Werkswohnungen häuslich ein. Die Kinder spielten miteinander, es entwickelten sich Freundschaften, man heiratete untereinander, und die Söhne arbeiteten wiederum auf der Glashütte.

Die Frauen der Hüttenarbeiter waren nicht nur für Haushalt und Kindererziehung zuständig; ihnen oblag außerdem die Gartenarbeit, die Versorgung von Kleinvieh und das Heranschaffen von Feuerung. In den 20er Jahren, als noch der Lohn wöchentlich ausgezahlt wurde, standen die Frauen freitags im Kontor und nahmen die Lohntüten in Empfang. Persönlich gaben sie auch die Miete und das Wassergeld dort ab. Die Arbeit der Männer war ihnen vertraut; täglich brachten sie ihnen das Essen an den Arbeitsplatz, sie gingen zum Kuchenbacken zur Hütte und nutzten die Restwärme vom Kühllofen aus, und sonnabends suchten sich die Frauen der einfachen Hüttenarbeiter in den Gängen unter der Hütte ihre "Schröben" (unverbrannter Koks aus den Rückständen des Schmelzofens). Die Glasmacherfrauen bekamen die Schröben nach Hause geliefert. Für dieses Brennmaterial, das die Frauen zum Kochen und Heizen benutzten, mußten die Arbeiter nichts bezahlen - die Hüttenleitung stellte sich damit gerne als eine besondere Wohltäterin dar.

Der Lohn der Hüttenarbeiter reichte zur Existenzsicherung der Familien aus, sofern keine zusätzlichen Belastungen auftraten, sei es durch Krankheit, Unfall, Invalidität u. ä. m.. In kinderreichen Familien war das Geld sehr, sehr knapp, denn es gab kein Kindergeld und keine finanzielle Unterstützung durch kommunale Behörden. Eine zusätzliche Einnahmequelle durch den Verdienst der Frauen entfiel wegen der vielen Kinder. Eine Möglichkeit für diese Familien war, in eine billige Wohnung zu ziehen. In der Werksiedlung "Kamerun" waren die Mieten besonders günstig, hier wohnten die Familien mit den meisten Kindern. Die Siedlung Kamerun entstand in den Jahren 1889 bis 1891 als Werkskolonie der Oldenburgischen Glashütte und wurde von dem Bauunternehmen Westerholt errichtet, das heute noch gegenüber in der Dragonerstraße besteht. Auf Kamerun errichtete die Hütte 10 Sechsfamilienhäuser und 1 Zehnfamilienhaus, in den übrigen Werkskolonien "Sansibar", "Kreta" und Roter Strumpf" standen größtenteils Zweifamilienhäuser. Eines der Sechsfamilienhäuser kostete die Hütte damals 9.733,25 Reichsmark. Die Wohnungen waren recht klein. Die Unterwohnungen hatten eine Küche, eine Stube und zwei Kammern; insgesamt etwas über 40 m².



Nr. 244.76.

Osternburg, den 31 Decemb. 1889

J. N. Westerholt,
Lehrmeister & Buchbinderm.

RECHNUNG

Baumaterialien-
Handlung.

für die Oldenburgische Gasthülle

1889

Dec.

1000 7 Kopfsäulen je zu 6 Stk.
in je eingewickelt St.

Korinthisierung 307 62000,-

" 6 Kalligabieristen je zu 6 Stk.

eingewickelt St. Korinthisierung 770 Stk. 4620,-

" 2 Kalligabieristen je zu 3 Stk.

eingewickelt St. Pflanzensystem 435,70 864,60

" 42 Ofen einfarbig. Aus Arbeitstoffen

Stahl, Eisen; Material etc. groß 2,80 117,60

" 37,0 Stk. Material für Material

Arbeitstoffen 370 136,90

" 3 Kopfsäulen von 5 an 8 (Ofen

(Führung) / Kuppelstahl 120 Stk. 360,-

" 12 Arbeitstoffen z. für die beim

Einbau von d. Säulen 2,80 33,60

Jan 19/91

Summe 68132,70

Der Name "Kamerun" war von Anfang an üblich, wie uns eine Zeitungsnotiz aus dem "Osternburger" zeigt:

"DER OSTERNBURGER - Nr. 2, 13. 8. 1891

Ein etwas erstauntes Gesicht machte einst unser Herr Gemeindevorsteher, als ein von auswärts zugezogener Glasmacher sich bei ihm anmeldete. Auf die Frage nach Straße und Nr. seiner Wohnung antwortete der Mann: "Na, da in Kamerun Nr. 4". - Als Kamerun wird nämlich im Volksmund der Häuserkomplex genannt, der die beiden neuen Straßen (Noll- und Behrensstraße) bildet."

Diese Zeitungsnotiz ist allerdings das einzige Dokument, das wir im Zusammenhang mit den Siedlungsnamen besitzen. Auch über die Herkunft der anderen Namen lassen sich nur noch Vermutungen anstellen: "Sansibar" heißt die Siedlung gegenüber der Hütte an der Stedinger Straße, "Kreta" das Dreieck Voßstraße, Glashüttenstraße, Drielaker Straße und "Roter Strumpf" die Ecke Nordstraße/Hermannstraße, die heute praktisch abgerissen ist. Wie könnten diese Namen entstanden sein?

Kamerun ist ein Gebiet in Westafrika, das 1884 zur Deutschen Kolonie erklärt wurde; ebenso war die afrikanische Insel Sansibar von 1885 bis 1890 deutsche Kolonie. Als Kolonie bezeichnete man üblicherweise auch Arbeitersiedlungen. Es ist nicht anzunehmen, daß diese Siedlungsnamen von offizieller Seite gegeben wurden, sondern eher wird das Osternburger Bürgertum sie erfunden haben - in einer Mischung vielleicht aus der damals herrschenden Kolonialbegeisterung und einer sozialen Abwehr gegenüber den Fremdlingen. Denn "da hinten auf Kamerun" und auf "Sansibar" wohnten schließlich Ortsfremde; Industriearbeiter, die von Glashütte zu Glashütte zogen. Von der Arbeit in Staub und Hitze kamen sie natürlich schmutzig nach Hause - "schwarz wie die Neger", mag es damals distanzierend geheißen haben. Gleiche und ähnliche Namensgebungen findet man auch bei Arbeitersiedlungen, die andernorts um die Jahrhundertwende entstanden, z. B. "Transvaal" in Emden oder "Kamerun" in Frankfurt. Der Name "Kreta" bezieht sich möglicherweise

weniger auf die Mittelmeerinsel als auf die vielfältigen Herkunftsorte der Glasmacher: so könnte man von der Siedlung als einem Wohnort von "Krethi und Plethi" gesprochen haben (ein alter Ausdruck für eine gemischte Gesellschaft und abfällig für Gesindel). Diese Namen müssen sich wohl schnell eingebürgert haben - bei den Glasmachern vielleicht mit einer gewissen Selbstironie, die ihrerseits die Distanz auch umgekehrt deutlich machte.

Auch der Name "Roter Strumpf" gibt zu mancherlei Spekulation Anlaß. Vielleicht hängt er mit der Form des Grundstücks zusammen, vielleicht weist er auch auf die politische Gesinnung der Bewohner hin (viele Glasmacher waren Sozialdemokraten und später Kommunisten). Einleuchtend für die Entstehung des Namens ist die "Anekdote" von der Frau, die dort immer in roten Strümpfen herumlief, so daß es dann hieß: "Go man dorhen, wo de roden Strümpe hangt". Die "pikante" Variation der Geschichte erzählt von dem roten Strumpf, den eine junge Glasmacherfrau aus dem Fenster hängte, wenn ihr Mann auf der Schicht war - als Zeichen für ihren Liebhaber, daß die Luft rein sei. Die beiden Straßennamen "Nollstraße" und "Behrensstraße" in Kamerun wurden von der Hüttenleitung gegeben. Sie ehrte damit zwei Meister der Hütte. Karl Noll kam 1857 aus dem Weserbergland nach Oldenburg. In seinen 44 Arbeitsjahren auf der Hütte dürfte er maßgeblich an ihrem Aufbau beteiligt gewesen sein, denn damals gab es in einem solchen Betrieb noch keine Ingenieure und wissenschaftlich ausgebildeten Meister. Der Hüttenmeister kam in der Regel aus einer alten Glasmeisterfamilie, die ihre Erfahrungen und Glas-"Rezepte" von Sohn zu Sohn weitergab. Der heute 85jährige Enkel von Karl Noll, Georg Noll, der ebenso wie sein Vater auch Meister auf der OGA war, kennt ein solch altes "Rezeptbuch" noch (bei Schließung der Hütte 1983 waren die Nolls in der 5. Generation dort beschäftigt).

Der Meister Behrens hatte damals die Schlosserei unter sich und war somit der zweite wichtige Mann in der Produktion. Die Schlosser bauten und reparierten die Formen für die Flaschen.

Es ist unüblich, daß in Werkskolonien Straßen nach Meistern benannt werden. In anderen Orten tauchen hier die Namen der Werkseigentümer, die Vornamen ihrer Frauen und Töchter u. ä. auf.

Das Leben hing sehr eng mit der Fabrik zusammen. Nur wer als Glasmacher auf der Hütte Arbeit hatte, durfte in einer Werkswohnung leben, die damit gleichzeitig ein Druckmittel in der Hand des Unternehmers war.

A u f r u f !

Arbeiter, Genossen! Bereits sechs Wochen dauert nun der Streik der Arbeiter der hiesigen Glashütte, ohne daß ein Ende desselben abzusehen wäre. Die Direktion der Hütte hat alle erdenklichen Machinationen ausgeheckt, um zwischen die Streikenden Uneinigkeit zu bringen und Streikbrecher zu gewinnen. Um ein Beispiel anzuführen ist die Direktion klagbar geworden gegen fast alle Arbeiter, welche eine Fabrikwohnung inne hatten, weil diese nicht mit der Arbeit auch die Wohnung verließen, sondern sich auf das landesübliche Mietgesetz stützen. Doch unterlagen in diesem Prozesse die Arbeiter, weil die Wohnung vom Richter als ein Theil der Entlohnung angesehen wurde. Kaum war das Urtheil gefällt, so war auch der Gerichtsvollzieher zur Exmission zur Stelle. So wurde am Montag den 31. Juli noch spät Abends eine Familie von 12 Köpfen, die Eltern mit 10 Kindern, auf die Straße gesetzt. Und dies geschieht an Arbeitern, die theilweise 20—30 Jahre in der Hütte gearbeitet haben.

Wie „herrlich“ wird dadurch die Menschen- und Arbeiterfreundlichkeit des Direktors, Herrn August Schulze, illustriert! Die Arbeiter aber sind trotzdem nicht gewillt, dem Despotismus des Herrn Schulze sich zu unterwerfen und ihren Nacken zu beugen. Ihre Unterwerfung bedeutete aber auch die Hinabdrückung ihrer Lebenshaltung auf ein Niveau, das verhältnismäßig dem der Weber im Culengebirge gleichkäme.

Um den Kampf siegreich zu Ende zu führen bedarf es aber Euerer Unterstützung. Ihr Arbeiter und Genossen allertwärts und appelliren wir von Neuem an Euer Opferwilligkeit und Euer Solidaritätsgefühl.

Wir haben für 159 Familien zu sorgen und 127 ledige Arbeiter zu unterstützen. Im Ganzen sind es 852 Personen. Wir haben in den 5 Wochen 10223,83 Mk. an Unterstützung ausbezahlt und werden wir, wenn wir so weiter unterstützen können, sicher in kurzer Zeit siegen.

Arbeiter, Genossen helft uns in unserem gerechten Kampfe, bringt uns bei mit Euerer Solidarität!

Die Streikkommission
der Glasmacher zu Döbernburg bei Döberitz.
Alle Arbeiterblätter werden um Abdruck gebeten.



Kamerun in den 50er Jahren

Das Photo gibt nur sehr ungenau den "Zustand" Kameruns wieder - es kann lediglich einen vagen Eindruck vermitteln. Die Häuser hatten keine Spültoiletten, keine Wackküchen, keine Abflüsse für Küchenabwässer. Auch eine Kanalisation gab es nicht auf Kamerun. In der Mitte des Photos ist ein Schuppen zu sehen - in diesen Schuppen wurden Hühner, Kaninchen und Schweine gehalten. Vorne am Schuppen befand sich das Plumpsklo. Neben dem Schuppen war ein Misthaufen für die Küchenabfälle und den Dung. Zwischen Haus und Schuppen lag der Kleingarten, wo Obst und Gemüse angebaut wurde. Am Hauseingang war ein kleiner Windfang angebracht - über eine Stufe gelangte man direkt in die Küche.

Bereits im Jahre 1951 sollten diese "Zustände" beseitigt werden. Die Hüttenleitung sah eine Neuplanung vor. Die größten Opfer verlangte sie jedoch von den Bewohnern.

Die sollten nämlich zugunsten von Rasenflächen auf ihre Kleingärten verzichten. Außerdem sollte aus "hygienischen Gründen" die Kleintier- und Schweinehaltung abgeschafft werden. Das Angebot der Hütte bestand lediglich darin, drei Gebäude mit je zwei Waschküchen bauen zu lassen.



Eine von den drei Waschküchen auf Kamerun

"Geschichten" über die Glasmacher

"Die Glasmacher wanderten von einer Hütte zur nächsten, wenn eine Wanne stillgelegt wurde oder durchgebrannt war. Die Wannern hatten nur eine gewisse Lebensdauer, meistens 2 - 3 Jahre, in jüngster Zeit etwa 4 Jahre. Zwischendurch wurden sie repariert. Wenn eine Wanne durchgebrannt war, waren die Glasmacher arbeitslos. Sie konnten ja nicht den Kollegen an den anderen Wannern die Arbeit wegnehmen. Weil sie zu stolz waren, andere Tätigkeiten zu übernehmen, wanderten sie zur nächsten Hütte. Sie wanderten von Oldenburg nach Gerresheim, von Gerresheim in den Harz, von dort aus nach Böhmen, bis nach Belgien und Dänemark. So ist zu erklären, daß unsere Vorfahren jeweils in einem anderen Ort geboren sind. Meine Mutter hatte vier Geschwister. Jedes Kind wurde in einer anderen Stadt bzw. Land geboren: In Ibbenbüren, Tschechoslowakei, Polen, Gerresheim und die Jüngste in Oldenburg. Hier sind sie hängengeblieben, weil mein Großvater in Rente ging und in der Hütte alles auf Maschinen umgestellt wurde."



Kamerun Ende der 40er Jahre

"Alle größeren Glashütten stellten den Glasmachern Werkswohnungen zur Verfügung, weil die Arbeiter sonst schnell wieder wanderten. Wenn die Glasmacher in Oldenburg ankamen, hatten sie meistens nur Margarinekisten dabei. Ihre Möbel ließen sie entweder in dem anderen Ort stehen, oder sie wurden später nachgeholt, wenn sie sich entschieden hatten, hierzubleiben. Zuerst war es immer sehr bitter für die Neugekommenen. Bei den Wohnungen gab es große Unterschiede. Die Hüttenmeister hatten zumeist die besseren."



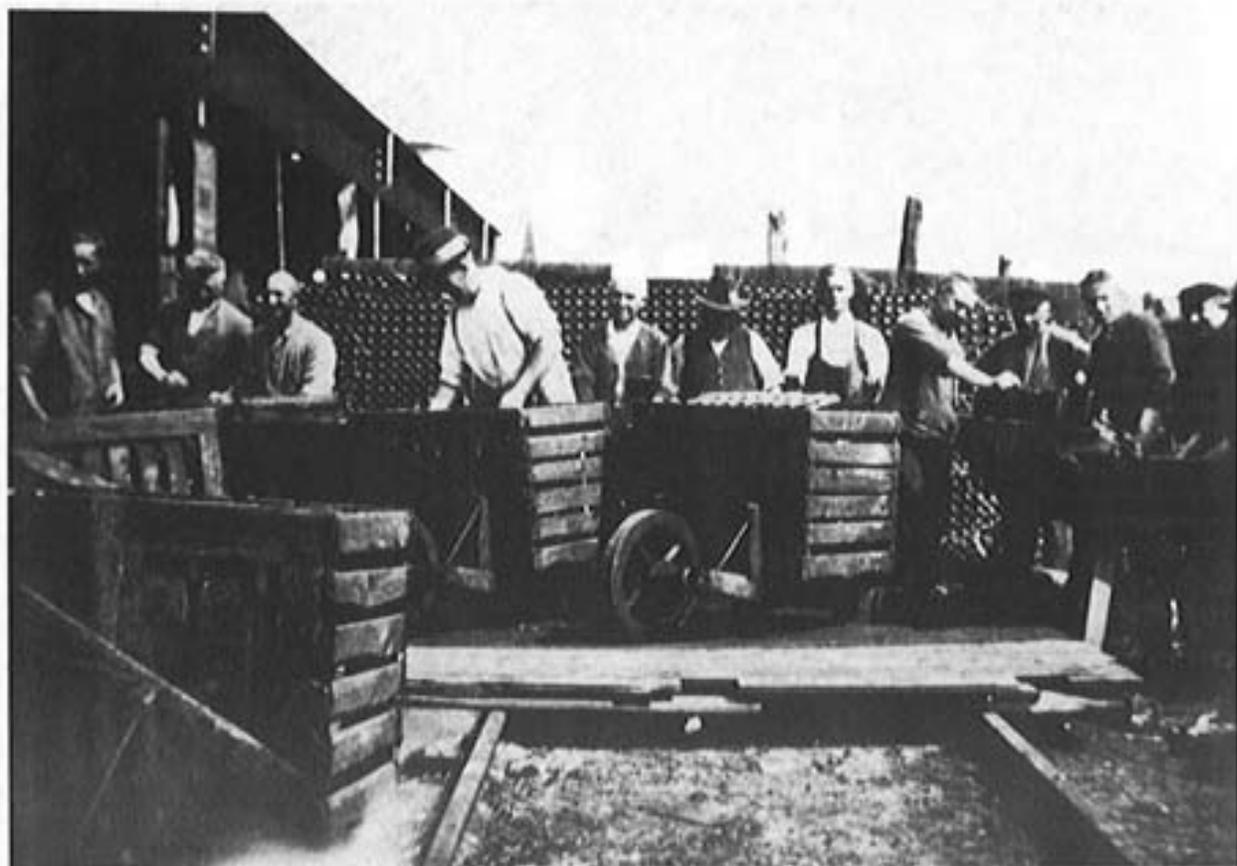
Das sog. "Einträgerheim". Die Glashütte kaufte dieses Haus von der Baufirma Westerholt und vermietete die Zimmer zunächst an alleinstehende Werksangehörige. 1907 wurde es zu einem Zehnfamilienhaus umgebaut. (Aufn. 60er Jahre)



Anfang der 70er Jahre wurden die Ställe zwischen den Häusern abgerissen.

"Mein Vater war im Packschuppen tätig. Die Flaschen wurden hier in große Holzkisten für den Export gepackt. Damit sie heil blieben, wurden sie in Strohballen eingepackt. Dort hat mein Vater sehr lange gearbeitet, später ist er an die Maschine gekommen.

Wir Kinder durften bis an die Maschinen ran. Als die neuen Maschinen kamen, haben wir alle zugeschaut, das war soo interessant. Die neuen Maschinen waren dermaßen laut, daß man gar nicht viel reden konnte. Die Männer haben sich durch Zeichen verständigt."



Flaschen werden für den Export verpackt. (Aufn. 1930)

"Unheimlich waren die Gänge unter der Hütte. Man mußte richtig 'nen bißchen krumm gehen. Hier lagen die Flaschen, außerdem stand da ein Ofen, in dem die Frauen Kuchen gebacken haben. Hier suchten sich die Frauen jeden Samstag ihre Schröben, das war ein Produkt aus Koks und Kohle. Das war ein riesengroßer Haufen, der dampfte noch. Das war Wasserdampf, weil sie ihn mit Wasser abgekühlt hatten. Die Hüttenfrauen saßen alle rundherum und waren

am kratzen und haben sich die guten Schröben rausgesucht. Aber das haben nur die einfachen Frauen gemacht, die richtigen Glasmacherfrauen brauchten das nicht, die bekamen ihre Schröben gebracht. Da wurde ein Unterschied gemacht. Ich war das einzige Kind in dieser Gruppe, und die Frauen haben mir ständig die dicken Brocken weggeschnappt. Ich mußte immer die kleinen nehmen. Ich war damals zwischen 10 und 14 Jahre alt. Die Schröben waren sehr schwer. Als ich älter wurde, wollte das mein Vater nicht mehr."



Frauen beim Schröbenholen

"Mein Vater war 3 Jahre als er 1903 hierher kam. Er hat mir viele Geschichten erzählt. 1914 wurde er nach seiner Schulentlassung als "Schmierjunge" in der Glashütte eingestellt. Als Kind kann ich mich erinnern, daß die Schichtleute mit der Brotdose unter'm Arm und der Kaffeeflasche in der Hand zum Dienst gingen."

Unsere Siedlung war damals sehr gemütlich. Jede Familie hatte ihren Garten und ein Schwein im Stall, und es wuchs viel Grünkohl bei uns. Hier eine kleine, aber wahre Geschichte, die unser Papa sehr oft erzählt hat:

Bei Herrn W. wurde 1929 Grünkohl gestohlen. Und er war so stolz darauf. Unbedingt wollte er also den Dieb finden. Und tatsächlich lag in einem Garten auch Abfall vom Kohl auf dem Komposthaufen. Herr W. zeigte den vermeintlichen Dieb an. Vor Gericht fragte der Richter den Kläger: "Woher wissen Sie denn, daß das Ihr Kohl ist?" Herr W. antwortete: "Aber Herr Richter, ick kenn doch min Kohl up'n Stengel!"...

Dann war da noch ein Witwer in der Nollstraße 2. Er war recht geizig. Jede Woche suchte er seine Schröben von einem Haufen zwischen Schlacke, die aus dem Feuer kamen und sehr heiß waren. Aber zum Feueranmachen zuhause, ich erinnere mich noch, da mußte man sehr viel Holz haben. Jedenfalls wollte er auch noch die Schröben sparen, und da guckte er ins Ofenloch und sagte: "Knister man to, ick smiet doch nix mehr up. Lieber geh ich mit die Tiffeln (Pantoffeln) nache Hitt (Hütte) und wärm mich beim Schürer."



Das Fahrrad und das Auto, in den 60er Jahren noch Luxusgegenstände, waren es wert, vorgezeigt zu werden.

"Schlecht erging es den Familien früher, wenn der Mann gestorben war. Mein Großvater ist nur 39 Jahre alt geworden. Die Frauen saßen dann da mit ihren Kindern. Sie hatten es derart knapp, daß man sich das heute gar nicht mehr vorstellen kann. Die waren ja früher nicht so versichert, das gab's damals noch nicht. Nach dem Tod meines Großvaters hat meine Großmutter Kostgänger gehabt. Alle Zimmer wurden vermietet, und so hat man sich über Wasser gehalten. Das war ganz, ganz schwer. Kostgänger waren meistens Junggesellen. Sie schliefen mit 4 oder 5 Personen in einem Zimmer, jeder hatte nur so eine Schlafstelle. Manchmal mieteten sich auch Familienväter so lange bei den Witwen ein, bis ihre Familie nachgekommen war. Sie alle aßen bei der Vermieterin und kriegten die Wäsche gewaschen und gestopft.



Frauen auf Kamerun

Später hatte jede Familie eine Nähmaschine, die wurde immer hin- und hergeschoben: Von der Küche ins Wohnzimmer, ins Schlafzimmer. Meine Mutter nähte nachts, wenn mein Vater Schicht hatte. Der meckerte sonst, weil er das Geratter nicht hören konnte."



Stolz präsentiert sich das Ehepaar mit Blumenstrauß

Wohnen in der Werkssiedlung

Wie es früher in den Arbeiterwohnungen ausgesehen hat, die Kinder ihre Zeit verbrachten, sich die Frauen um das Wohl der Familien sorgten und wie z. B. der "Waschtag" in der kleinen Küche ohne Wasseranschluß erledigt wurde, davon erzählt Heinrich Lippert:

"Wir sind 1913 von Nienburg nach Oldenburg umgezogen und bekamen von der Oldenburgischen Glashütte eine Werkswohnung auf Kamerun. Sechs Familien wohnten in dem Haus. Wir wohnten oben rechts in der Nollstraße 1. Man kam zunächst in den Flur, von dort ging man in die Küche. Zur Wohnung gehörten außerdem zwei Schrägkammern und eine Stube. Eine Schrägkammer brauchten die Eltern zum Schlafen, die andere war für die Kinder. Wir waren drei Kinder, zwei haben in einem Bett geschlafen. Die Glasmacher waren sehr konservativ, denn in die Stube gingen sie nur an besonderen Festtagen, an Weihnachten, Ostern, Pfingsten und Kindtaufe. Das war die gute Stube. Das Leben hat sich in der Küche abgespielt, die war nicht sehr groß und hatte auch eine Schräge. Unter der Schräge stand ein schönes altes Sofa, das war so gemütlich. Teppich oder Läufer hatten wir nicht. In der Küche standen noch ein paar Stühle und ein Tisch, und es war dort immer sehr schön warm. Wärme macht alles gemütlich. Die Stube und die Schlafzimmer wurden nicht geheizt.

Der Fußboden in der Stube war braun lackiert. Meine Eltern hatten eine schöne Stube. Meine Mutter hatte einen Serviertisch, so ein Kreuzbein, darauf war sie ganz stolz. Dann hatte sie noch ein hohes Vertiko mit Nippkram - Muscheln usw.. Außerdem stand noch ein Kleiderschrank drin, weil der nicht ins Schlafzimmer paßte. In jeder Stube stand bzw. hing ein großer Spiegel. Und dann stand noch ein Tisch mit vier Stühlen drin, aber keine gepolsterten. Wir durften nie mit Holzschuhen in die Stube rein, weil die Mutter Angst hatte, daß der Glanzlack von dem Fußboden beschädigt werden könnte. Die Schrägen in den Kammern waren nicht aus Stein und verputzt, sondern geflochtenes Strauchwerk, und da war Putz drangeschmissen. Ich weiß nicht, ob es heute noch ein Haus gibt, wo das so ist."

Erinnerungen an die Kinderjahre

"Der 1. Weltkrieg brach aus, und ich kann mich noch gut daran erinnern, an den Tag der Mobilmachung. Mein Vater war 34 Jahre alt, und ich sehe ihn vor mir auf der kleinen Fußbank sitzen. Er als Kriegsgegner stand nun vor der Wahl, nicht anzutreten oder mitzumachen. Es blieb ihm wohl nichts anderes übrig, als den feldgrauen Rock anzuziehen. Durch die Aufregung bekam er einen seiner schweren Asthmaanfalle, und so kamen auch bald die Sanitäter und brachten ihn ins Lazarett.

Ich als kleiner Junge konnte das alles gar nicht begreifen, und meine Mutter weinte. Sie war nun mit ihren drei Jungen alleine und hatte ihre liebe Not, uns durchzubringen. Das fing morgens um fünf Uhr früh für sie an bis spät abends. Meine Mutter mußte um sieben Uhr im Krankenhaus sein und die große Wäsche waschen. Bevor sie zur Arbeit fuhr, kochte sie noch einen großen Topf Salzkartoffeln und stellte sie, mit Zeitungspapier gut verpackt, ins Bett. Wir Jungens standen gegen sieben Uhr auf und machten uns gleich an die Kartoffeln ran. Diese waren für uns zum Mittagessen vorgesehen, aber die Hälfte hatten wir schon morgens gegessen. Unser Appetit war immer sehr groß, und mittags haben wir dann noch ein Stück Brot zu den Kartoffeln gegessen. Unsere Mutter brachte abends immer einen großen Krug mit Apfelmus aus dem Krankenhaus mit, davon wurden wir dann richtig satt.

Die Mutter war nun den ganzen Tag fort. Mein ältester Bruder ging zur Schule, und ich war mit meinem kleinen Bruder zuhause. Die Nachbarn guckten öfters zu uns rüber und paßte auf, daß wir keine Dummheiten machten. So vergingen die Tage und Monate. Mein Vater war in Belgien und schrieb immer fleißig an Mutter. Es waren sehr schwere Tage für unsere Mutter, und mein kleiner Bruder war erst ein Jahr alt. Ich brachte ihn in einem kleinen Handwagen morgens zum Kinderheim und holte ihn nachmittags wieder ab. Mein großer Bruder hatte die Aufgabe, einzukaufen, er konnte ja schon rechnen und schreiben, so daß er für meine Mutter schon eine große Hilfe war. Es gab Lebensmittelkarten, und ich erinnere mich an ein halbes Pfund Butter, eine Ration, die für die ganze Woche bestimmt war. Mein kleiner Bruder hatte sich darüber hergemacht und fast die ganze Butter aufgelöffelt. Das war wohl für ihn eine gute Mahlzeit. Bloß wir mußten uns die Woche nun einschränken.

Die Monate vergingen, und es kam für mich der erste Schultag. Meine Großmutter hatte für mich eine Hose genäht, und ich bekam eine Marinebluse mit einem blauen Kragen, ein Paar Schuhe mit Holzsohlen, die statt Oberleder mit Papiertuch verknüpft waren. Alle paar Tage war ein Loch im Schnürschuh. Meine Mutter flickte jedes Loch mit einem Stück Tuch wieder zu. Als ich eines Tages auf der Schulbank saß und nach unten auf meine Schuhe blickte, hatte ich 17 Flicker gezählt. Das Fräulein Rose stand hinter mir und fragte: "Na, Heini, was hast du denn da gezählt?" Und da muß sie wohl innerlich gelacht haben.

Nun muß ich noch einmal zurückkommen auf den ersten Schultag. Meine Mutter hatte sich für den Anlaß ein paar Stunden freigenommen, und so kamen wir denn in die Schule Drielake A, achte Klasse. Fräulein Rose nahm uns in Empfang. Ich mußte dann Platz nehmen in einer der unteren Reihen. Die Schulbänke waren aus einem Stück: Tisch und Sitz mit Tintenfaß und Ablage. Wir waren mit 15 Mädels und 15 Jungen in einer Klasse. Die Mütter standen vor uns und Fräulein Rose erzählte uns eine kleine Geschichte und malte ein paar Bilder an die Wandtafel.

Nachdem nun jeder seinen Platz gefunden hatte, nahm meine Mutter mich nun wieder mit nach Hause. Eine große Tüte gab es nicht. Es war ja Krieg, und wir Kinder waren schon zufrieden mit ein paar Pellkartoffeln. Ich war mit sieben Jahren zur Schule gekommen, nur wegen fünf Tage mußte ich ein ganzes Jahr nachgehen. So kam ich mit 15 Jahren aus der Schule. Ich wurde konfirmiert und begann am 1. Mai 1924 bei der Oldenburgischen Glashütte als Schlosser- und Dreherlehrling."

Osternburg. Schulstrasse.



Blick von der Stedinger Straße in die Schulstraße



Oma Müller hat Washtag

Washtag bei einer Arbeiterfamilie

"In einer kleinen Oberwohnung in der Siedlung, genannt "Kamerun", wohnten wir vom Jahre 1913 - 1953. Unsere Familie bestand aus fünf Personen: Eltern und drei Söhne. Die Zimmer der Wohnung: 2 kleine Kammern (schräg), etwa 6 m², eine Stube 10 m² und eine Küche. In der Küche spielte sich das Leben ab - es wurde gekocht, gewaschen, musiziert und gegessen. Der große Küchenherd war das Prunkstück der Mutter. Dort wurde nun alle 14 Tage die große Wäsche in einem großen Waschtopf gekocht. Der Waschtopf faßte ca. 75 Liter. Das Wasser mußte in Eimern vom Hof treppauf herbeigeschleppt werden. Es gab ja keine Wasserleitung, keinen Abfluß, keine Toilette in der Wohnung. Ebenso mußte die Feuerung heraufgeholt werden. Meine Mutter

war nun in der Früh um 4.00 Uhr beim Feuermachen. Mein Vater kam etwa um die gleiche Zeit von der Nachtschicht und so konnte er das Wasser heraufschaffen, was zum Wäschewaschen gebraucht wurde. Wir Jungen waren in den ersten Jahren noch zu klein. Der große Waschtopf war nun bis zum Rande voll mit weißer Wäsche, und es dauerte noch etwa zwei Stunden, bis die Wäsche kochte. Alle halbe Stunde mußten Schröben nachgefüllt werden, dazu mußte man vorsichtig den großen, schweren Wäschekessel beiseiteschieben. Das war immer eine gefährliche Angelegenheit. Die Arbeit machte meistens mein Vater, wenn er noch nicht zur Ruhe war. Nun der Waschvorgang: Es stand mitten in der Küche der Waschtrog auf einem starken Untersatz. Im Trog das Waschbrett und die Wurzelbürste. Die kochende Wäsche wurde mit einem starken, geformten Stock aus dem Waschkessel vorsichtig in einer großen Schüssel herausgenommen und in den Waschtrog getragen, bis der große Waschkessel, der ja immer auf dem Herd stehenblieb, leer war. Dann wurde der zweite Berg Wäsche in den



Eine von den drei Wasserstellen auf Kamerun

Kessel gelegt und zum Kochen gebracht. Meine Mutter stand nun am Waschtrog und war am Schrubben, Bürsten und am Rubbeln mit den Händen. Die gewaschene Wäsche wurde in einer Wanne gespült und ausgewrungen in einem Wäschekorb zum Trocknen vorbereitet. Auf dem Hof war der Trockenplatz, und bei Regenwetter wurde ein Teil der Wäsche auf dem Flur und in der Polterkammer untergebracht zum Aufhängen. War nun die Wäsche nach ein paar Tagen trocken, wurde gebügelt. Das Bügeleisen bestand aus zwei Bolzen, je einlagig. Die Bolzen wurden im Küchenherd zum Glühen gebracht und dann mit dem Feuerhaken vorsichtig in das Bügeleisen eingeführt. War nun der Bolzen abgekühlt, wurde der zweite Bolzen aus dem Feuer genommen, und dieser Vorgang wiederholte sich so lange, bis die Wäsche fertiggebügelt war. Unsere Mutter hat sich die Arbeit immer so eingeteilt, daß sie die übrige Hausarbeit auch noch verrichten konnte. Es gingen bei jedem Waschen drei Tage drauf, und das alle 14 Tage. Als wir Jungen nun groß und stark geworden waren, standen wir unserer Mutter zur Seite, und das viele Wasserschleppen hat uns zu kräftigen Burschen heranwachsen lassen. Es war für die Eltern und uns Jungen nach getaner Arbeit immer ein schöner Abend. Mein großer Bruder spielte Geige, und ich konnte ein paar Lieder auf der Zitter. Für uns Kinder sind das schöne Erinnerungen.



Die Glasmacher wurden oft vorstellig bei der Direktion der Hütte, um diese Wäscherei der Frauen in der Wohnung abzuschaffen. Es sollten aber Jahre vergehen, bis endlich 1953 die ersten Waschküchen gebaut wurden. Mit den Toiletten wurde erst Mitte der 60er Jahre begonnen. Dann wurden im Jahre 1970 die Ställe abgerissen und neue Waschküchen eingerichtet.

Schlachtfest

"Auf Kamerun hatte fast jede Familie ein Schwein. Meine Großmutter hatte eins, das hieß Kurt. Die Schweine bekamen immer Namen. Auf Kamerun war rechts und links neben dem Mittelweg ein Grünstreifen, da wuchsen Brennesseln, Gras und allerlei Unkräuter. Dort ließ meine Großmutter das Schwein laufen, damit es sich sattfressen und ein wenig bewegen konnte. Wenn Kurtchen wieder in seinem kleinen Stall war, wurde ein anderes Schwein auf die Grünfläche geführt.

Damals kam der Schlachter ins Haus, wenn ein Schwein geschlachtet werden mußte. Die Nachbarn kriegten Grütze und Wurstbrühe. Gute Bekannte, die immer ihre Kartoffelschalen gebracht hatten, bekamen ein Stück Braten oder eine Leberwurst. Die Wurst hat man selber gemacht. Und in der Schweineblase wurde die Sülze gemacht. Blasensülze schmeckte sehr gut. In allen Hüttenwohnungen waren in der Küche an der Decke Haken. Da hinein kamen lange Stäbe, an denen die Wurst zum Trocknen aufgehängt wurde. Das war die sogenannte luftgetrocknete Wurst. Einige Bauern in der Umgebung räuchernten Schinken und Speck; das war eine besondere Räucherung. Mit dem Anschnitt von Schinken und Speck wartete man so lange, bis das nächste Schlachtfest in Sicht war. Das Fleisch wurde in den 20er Jahren noch nicht eingekocht, sondern eingesalzen, um es für mehrere Monate haltbar zu machen. Die Hausfrau mußte mit dem Fleisch so gut haushalten, daß es bis zum nächsten Schlachtfest reichte."

Kinder, Kinder ...

"Wenn meine Mutter eine neue Wäscheleine gekauft hatte, dann kriegten wir Kinder die alte zum Tauspringen. Das Tau wurde quer über die Straße gezogen, und dann sprangen 15 bis 20 Kinder hinein. Wir wohnten damals auf dem "Roten Strumpf", und ich war in der glücklichen Lage und hatte so ein Tau. Denn wer so ein Spielzeug besaß, der war der Erste, der konnte darüber bestimmen. Nun war meine Cousine aus Holland zu Besuch bei uns, und die hatte heimlich mein Tau genommen und es zu den anderen Kindern gebracht. Ich war ganz böse, lief zu meiner Tante und sagte, die Kinder

hätten mir mein Tau geklaut. Ja, da mußten sie's wieder rausgeben. So war das bei den Kindern: Der Besitzer eines Spielzeugs konnte bestimmen, wer mitspielte und wer nicht. Ballspiele waren bei uns sehr beliebt - die Jungs spielten Fußball und die Mädchen Probe. Probe, das ging so: Zunächst wurde die Reihenfolge festgelegt. Man rief, ich bin erster, ich bin zweiter usw.. Dann wurde nacheinander gespielt: 10 mal Knolle, 10 mal Elle, 10 mal hinter'm Rücken, 10 mal über'n Kopf und 10 mal Kopfball. Wenn jemand Pfusch gemacht hatte - wenn z. B. der Ball weggefallen war - dann war der Nächste dran, so lange, bis der Letzte seine Probe gemacht hatte. Wenn man dann wieder dran war, mußte man genau wissen, wo man den Fehler gemacht hatte, und da fing man dann wieder an. Hatte jemand die Zehnerprobe ohne Fehler bestanden, dann wurde die 20er, 30er, 40er usw. Probe gemacht.



Geschmückter Wagen mit dem Gruß "Freiheit" des "Arbeiter-Turn- und Sportvereins Einigkeit". (Aufn. ca.1930)

Die Jungs haben sich Pfeil und Bogen und Flitschen selber gebaut, damit konnten sie gut zielen. Auch die Drachen machte man sich selber, dafür wurde kein Geld ausgegeben. Wenn jemand mal einen gekauften Drachen hatte, dann haben wir gestaunt wer weiß nicht wie. Aber die waren nicht so schön wie die selbstgemachten. Besonders erfinderisch waren die Kinder bei dem Schwanz. Der mußte an der richtigen Stelle sitzen, sonst wackelte der Drachen in der Luft. Es wurden immer wieder neue Positionen ausprobiert. Sehr phantasievoll wurde auch der Drachenkörper bemalt. Das Drachenbauen haben die Jungs und Mädchen zusammen gemacht, sie gaben sich sehr viel Mühe damit."



Kinder auf Kamerun

"Wir haben oft mit Murmeln gespielt. Glasmurmeln hatten wir ja genug von der Glashütte. Die brachten unsere Väter mit oder wenn wir ihnen das Frühstück brachten, dann durften wir uns immer welche aussuchen, die lagen da rum. Das waren Verschlüsse von den Knickerflaschen in den Farben hellgrün und lila."

"Nach der Schule wurde zuerst gegessen, gespült und dann die Schularbeiten gemacht. Im Winter war es danach schon dunkel. Im Sommer ging man meistens zum Wasser. Aber nicht



Jungen auf Kamerun

zum Strandbad, das gab's nicht, sondern hier zur "Katzenuhle" bei Schwarzenbrück. Da haben 'se alle schwimmen gelernt. Hinter Brands Helgen war so ein toter Arm, da haben 'se auch drin geschwommen. Einzelkinder hatten manchmal einen Badeanzug, aber die mit den vielen Kindern, die hatten keinen. Wir Mädchen hatten alle eine Schürze vor, diese wurde zusammengebunden, durch die Beine gezogen und hinten mit Sicherheitsnadeln festgemacht. Die schwammen alle so. Wenn sie wieder ans Ufer kamen, wurde die Schürze aufgebunden und zuerst die Unterhose angezogen. Die großen Kinder paßten immer auf die Kleinen auf. Wenn mal jemand am Ertrinken war, dann schrien die, wer weiß wie, und dann wurden sie von den Großen wieder rausgeholt. Einer ist mal ertrunken von Kamerun. Der Vater ist mit dem Handwagen zum Wasser gefahren und hat seinen Jungen geholt."

"Kamerun war ja "die Siedlung" mit den meisten Kindern und den wenigsten Spielplätzen. Es war eigentlich überhaupt kein Platz zum Spielen, aber dennoch fanden wir Jungen zwischen Stall und Wohnung kleine Flächen, wo wir uns mit etwa 8 Jungen am Fußball austoben konnten. Der Fußball wurde aus Plünnen zusammengenäht. Es wurde so lange darauf herumgetrampelt, bis nur noch Fetzen übrigblieben. Wir spielten barfuß und ohne Sportanzug. Erst viele Jahre später konnten wir auf dem Sandplatz am Kanal unsere Trainingsstunden abhalten. Es hatten sich schon Mannschaften zwischen Kamerun, Kreta und Sansibar gebildet. Es waren schon Gruppen beim Arbeiter-Sportverein aus den Glasmacherkindern geworden. Wir konnten uns durchaus mit den bürgerlichen Vereinen messen."

"Wir spielten nicht nur in der Straße, wo wir wohnten, sondern wir hatten ein relativ großes Gebiet: Es ging bis zur Hunte auf der einen und bis zum Blankenburger Holz auf der anderen Seite. Sonntags lag man sogar mit den Eltern am Deich. Die Männer tranken Bier, die Frauen Kaffee und die Kinder Milch. Wir Kinder nahmen ein Handtuch mit, zogen Schuhe und Strümpfe aus und plantschten im Huntewasser..."

Früher stand da, wo heute Sartorius ist, ein großes Einfamilienhaus mit einem sehr großen Garten. Darin haben wir oft gespielt. Das war so schön dort, die hatten so schönes Obst. Die Leute dort waren zwar immer hinter uns her, aber sie haben uns nie geschlagen, weil wir immer nur das Obst genommen haben, das unten lag. Und auf die Bäume sind wir nie geklettert. Da, wo jetzt Maco ist, wurde früher weißer Sand gebuddelt. Da haben wir Kinder Burgen gebaut. Mitten drin war eine richtige Quelle, daraus haben wir reines Wasser getrunken, das war eiskalt und hat wunderbar geschmeckt. Die Quelle sprudelte immer, und das Wasser konnte man auch gut zum Burgenbauen nehmen. Abends wurde immer geguckt, wer die schönste Burg hatte.

Im Sommer fuhr man mit dem Fahrrad nach Ahlhorn oder Sandkrug in die Bickbeeren. Wenn ich abends nach Hause kam, freuten sich die anderen schon. Wir haben uns dann nach draußen gesetzt und die frischen Blaubeeren mit Milch und Zucker geschleckt. Ah, das hat geschmeckt. Manchmal haben wir auch in Sandkrug in einer Scheune übernachtet. Die Mädchen haben auf der einen und die Jungen auf der anderen Seite geschlafen. Weil wir kein Geld hatten, um in Urlaub zu fahren, waren diese Wochenendausflüge für uns ganz besonders schön!"



Selbstgebauter Handwagen mit Brettern aus einer Transportkiste der Gerresheimer Glaswerke AG.

"Zu essen hatten wir immer: Wir haben uns Wurzeln oder Obst geklaut. Nicht, weil wir hungrig waren, sondern weil es Spaß gemacht hat. In der Natur haben wir Mehlbeeren, wilde Rosen, Sauerampfer, Pfefferminze und Kamille gesucht. "Kann man dies Essen? Kann man das essen?" fragten wir auf unseren Streifzügen immer - einer von den Größeren wußte es meistens. Dann gab's auch noch so kleine Nüsse, ganz flach waren die - "Kuckuckskraut" sagten wir dazu.



Gruppenbild mit Mädchen

Das haben wir auch gegessen, das schmeckte sehr lecker, so ein bißchen sauer. Und wenn man eine Wunde hatte, wurde Breitwegerich draufgelegt. Im Herbst haben wir uns gern mit Kletten beworfen oder Juckpulver auf den Rücken rieseln lassen."

"Die Mädchen mußten jeden Tag nach dem Mittagessen die Küche saubermachen und manchmal einkaufen. Meine Oma legte sich schlafen, und ich mußte abwaschen. Das habe ich schon mit 7 Jahren gemacht. Wenn die Küche sauber war, habe ich mich hingesetzt und gelernt. Um Punkt 3.00 Uhr mußte ich meine Oma wecken. Sie gab mir einen Groschen, und ich ging zu Bäcker Traut und holte ein Stück Kuchen. Das haben wir uns geteilt. So war das jeden Tag. Anschließend durfte ich raus zum Spielen. In den meisten Glasmacherfamilien gab es sonnabends und sonntags Kuchen: Pflaumen-, Apfel- oder Butterkuchen. Wenn jemand in der Familie Geburtstag hatte, gab's auch Kuchen, aber es wurde nicht extra eingeladen. Wer kommt, der kommt, Kindergeburtstag kannten wir gar nicht, ich durfte gar keine Kinder einladen. Meine Schulfreundin kam zu meinem Geburtstag, aber sie durfte nicht zu uns in die Wohnung reinkommen. Wenn ich zu ihr nach Hause ging, blieb ich auch vor der Tür stehen. Ich kann mich nicht erinnern, daß jemals ein Kind bei uns in der Wohnung war oder ich zu anderen ins Haus ging zum Spielen oder um jemanden abzuholen. Warum das eigentlich so war, weiß ich nicht.

Als ich 5 oder 6 Jahre alt war, hatte ich ein weißes Kleid. Zu Ostern hatte meine Oma Eier gefärbt, und mit dem Rest dieser Eierfarbe wurde mein Sommerkleid eingefärbt - in einem Jahr rosa und im nächsten Jahr blau. So hatte ich immer ein neues Kleid. Die Farbe hielt etwa ein Jahr, dann war sie rausgewaschen.

Die Kleider wurden früher immer etwas zu groß gekauft, damit die Mädchen sie möglichst lange tragen konnten. Von der Länge wurde nichts abgeschnitten, sondern es wurden entweder Biesen reingenäht oder ein dicker Saum gemacht.

Auch die Schuhe wurden zu groß gekauft, sie wurden vorne mit Papier ausgestopft, oder es wurde eine zweite oder dritte Sohle reingelegt."

Alltag auf der Straße

Händler

"Wenn ich so zurückdenke, dann hat sich eigentlich meine ganze Kindheit auf der Straße abgespielt. Denn Autos gab es nur sehr wenige; nur ab und zu kamen die verschiedenen Händler mit ihren Pferdewagen vorbei, und die behinderten uns nicht beim Spielen - wir liefen manchmal sogar hinterher. Für uns waren die Straßenhändler immer interessant. Neugierig waren wir nicht nur bei denen, die regelmäßig kamen: Der Gemüsehändler, Brötchenonkel, Fischwagen oder Eierwagen, sondern auch bei den Hausierern, die Schnürsenkel, Schuhcreme und Bürsten verkauften. Ab und zu hatten sie auch was dabei, was wir Kinder gern gehabt hätten, dann liefen wir bis zum Elternhaus mit, um zu sehen, ob die Mutter etwas kaufte. Meine Mutter kaufte meistens etwas für 5 Pfennig.



An einem Wochentag kam der Gemüsehändler Burgänger nach Kamerun. Der hatte so einen kleinen Leiterwagen, auf dem das Gemüse lag. Er ging damit von Haus zu Haus und verkaufte das Gemüse, das er selber von den Bauern in der näheren Umgebung oder auf dem Markt erworben hatte. Er hatte auch einen Laden in Osternburg, aber da gingen die Frauen nur selten hin. Dienstags und donnerstags kam der Granatwagen. Da kam ein Becher Granat 30 Pfennig. Der Granathändler klingelte bei jedem Haus und rief: "Granat! Granat!". Wir nahmen eine Kümme mit raus und kriegten dann so viel da rein, wie wir haben wollten. Gewogen wurde mit einem Meßbecher. Der alte Cordes aus der Dragonerstraße war beim Abwiegen immer sehr großzügig, lieber wurde ein bißchen mehr draufgelegt. Der Granat war immer ganz frisch und schmeckte ganz anders als heute.



Ladenbesitzer und Handwerkerfamilien kauften nicht im "Konsum" ein, sondern bei "Hilsberg".

Jeden Morgen kam der Milchmann - das war Bauer Mohr - und fragte, wieviel man haben wollte. Dann hat man den Milchtopf hingehalten und kriegte ein oder zwei Liter, je nachdem. Wenn man gerade keine Zeit hatte, wurde das abgezählte Geld in den Topf gelegt und der Milchmann füllte den Topf entsprechend voll. Man konnte auch auf Pump kriegen, dann wurde einmal in der Woche bezahlt. Regelmäßig kamen auch der Eier- und der Brötchenonkel. Früher kam auch der Aschwagen nach Kamerun. Dann stellte jede Familie ihren Pott mit Asche an die Straße. Die Bauern holten die ab und taten sie auf ihre Wege. In der Asche waren nämlich Schlacken drin, die konnte man gut zum Ausbessern der Wege gebrauchen.

Früher war das so Sitte, daß Waren an der Haustür gekauft wurden. Denn die Leute hatten gar nicht so viel Zeit, ins Geschäft zu gehen und einzukaufen. Die Haus- und Gartenarbeit waren ja noch ganz anders. Die Frauen waren ja den ganzen Tag beschäftigt, und so waren die Händler gezwungen, an den Haustüren vorbeizufahren, um etwas loszuwerden."

Linde's
ja - der schmeckt

MONDAMIN
*für die Flasche
für den Brei!*

„Der kleine...
für junge Müt...
wichtige Hin...
Pflege und...
Säugling...
senden...
Schritt...
ben Si...

Libby's
Sterilisierte
Ungesüßte
Evaporierte
MILCH

Zum Eiereinlegen
Garantol
Seit 50 Jahren bewährt
in allen... erhältlich

Milch erhält jung

... die sahnige!
macht den Kaffee aromatischer, vollmundiger, genußreicher

Fremde in Osternburg

Zigeuner

"Ab und zu kamen Zigeuner nach Osternburg. Sie stellten ihre Wagen auf der Wiese von Heini Beer hin. Abends sind wir Kinder dorthin gegangen. Wir sind aber vor dem Graben stehen geblieben. Dann und wann kam so'n junger Bengel, der sehr schick aussah, mit dem haben wir wohl mal gesprochen, aber der durfte nicht zu nah an uns rankommen. Vor Zigeunern hatten wir Angst, das wurde uns so vermittelt: Die klauen, wurde gesagt. Ich weiß noch, als ich noch nicht zur Schule ging, da habe ich einmal meine Oma gedrängelt, zum Kramermarkt mit mir zu gehen. Meine Oma wollte aber nicht. Da habe ich gesagt: "Dann geh' ich eben allein hin, wenn du nicht da bist!" Da kam gerade der Gendarm Meiseholt vorbei, und meine Oma rief: "Herr Gendarm, kommen Sie doch mal rüber! Meine Enkelin will ohne mich zum Kramermarkt gehen, ganz alleine. Wenn Sie sie sehen, dann nehmen Sie sie man mit und bringen sie gleich zu den Zigeunern!" Da hatte ich solche Angst, daß ich dann lieber doch nicht zum Kramermarkt gehen wollte."

Bettler

"Bettler kamen auch, vor allem nach dem 1. Weltkrieg. Die kamen ins Haus mit dem Hut in der Hand und fragten: "Haben Sie noch'n bißchen über?" Sie wollten Geld, aber auch Brot. Zum Mittagessen wurden sie nicht eingeladen, meistens war auch gar kein Platz mehr am Tisch, vor allem, wenn mehrere Kinder da waren. Aber bekommen haben sie immer etwas. Die Bettler waren meistens ehrbare Leute, die arbeitslos waren und von der staatlichen Hilfe allein nicht leben konnten. Deshalb mußten sie also zusätzlich noch etwas heranschaffen. Sie sagten: "Wir sind jetzt arbeitslos, wir gehen schallern." Dann blieben sie die ganze Woche weg und kamen samstags oder sonntags nach Hause und brachten ihren Familien Geld. In Osternburg wohnten auch einige. Sie gingen immer zu Fuß, bis nach Bremen. Bei uns wohnte einer, der ging bis nach Lemwerder. Sie schliefen im Freien und lebten von dem, was ihnen die Leute gaben. Das Geld gaben sie zuhause ab. Geschämt haben die sich überhaupt nicht. Sie gingen durch die Straßen oder stellten sich auf den Hof und spielten und sangen. Sie hatten immer verschiedene Musikinstrumente bei sich: Mandoline, Mundharmonika oder Drehorgel. Einer spielte immer italienische Opern. Das habe ich damals gar nicht begriffen, erst später. Der kriegte überhaupt nichts. Die Musik war zu schwer, die haben die Arbeiter nicht verstanden. Das war wohl ein Künstler, aber der hat kein Geld bekommen. Die anderen spielten einfache, volkstümliche Lieder. Sie spielten immer auf Kameron, denn in der Stadt kriegten sie nichts - die Leute dort machten noch nicht mal die Fenster auf."

Aber bei den Arbeitern, das wußten sie, da kriegten sie was: Da warfen die Frauen ein paar Pfennige raus oder die Kinder kriegten die in die Hand und brachten sie ihnen. Nur bei den Reichen, da kriegten sie nichts."



Früher waren die Straßen in Osterburg einfache Sandwege

INHALTSVERZEICHNIS

Vorbemerkung

I.	DIE OSTERNBURGER UND "IHRE" GLASHÜTTE	
1.	Aufbau und Ausbau der Glashütte	5
2.	Die Glasmacher ein "Völkchen" für sich	7
3.	Automatisierung - "Aus" für die Glasmacher	12
4.	Stillegung der Oldenburgischen Glashütte im Mai 1983	19
5.	Solidarität mit den Hüttenarbeitern	21
6.	Der letzte Arbeitstag auf der Hütte	24
II.	ARBEITS- UND ALLTAGSLEBEN IN OSTERNBURG	
1.	Die Glasmacher auf der Bohle	26
2.	Entscheidend war das richtige Gewicht	29
3.	Gesundheitliche Belastungen	32
4.	Der Anfang vom Ende der Handflaschenmacher	34
5.	Ein Glasmachersohn erlernt das Schlosser- handwerk	36
6.	Die "Goldenen Zwanziger"	41
7.	Frauen erinnern sich an das Kriegsende	48
8.	Hauptsache Flaschen kamen raus... ..	54
9.	Frauenarbeit auf der Glashütte	60
10.	Von der Hand in den Mund	66
III.	LEBEN IN DER WERKSSIEDLUNG "KAMERUN"	
1.	"Geschichten" über die Glasmacher	88
2.	Wohnen in der Werkssiedlung	96
3.	Erinnerungen an die Kinderjahre	97
4.	Washtag bei einer Arbeiterfamilie	99
5.	Schlachtfest	102
6.	Kinder, Kinder... ..	102
7.	Alltag auf der Straße	110
8.	Fremde in Osterenburg	113

Quellen- und Literaturnachweise:

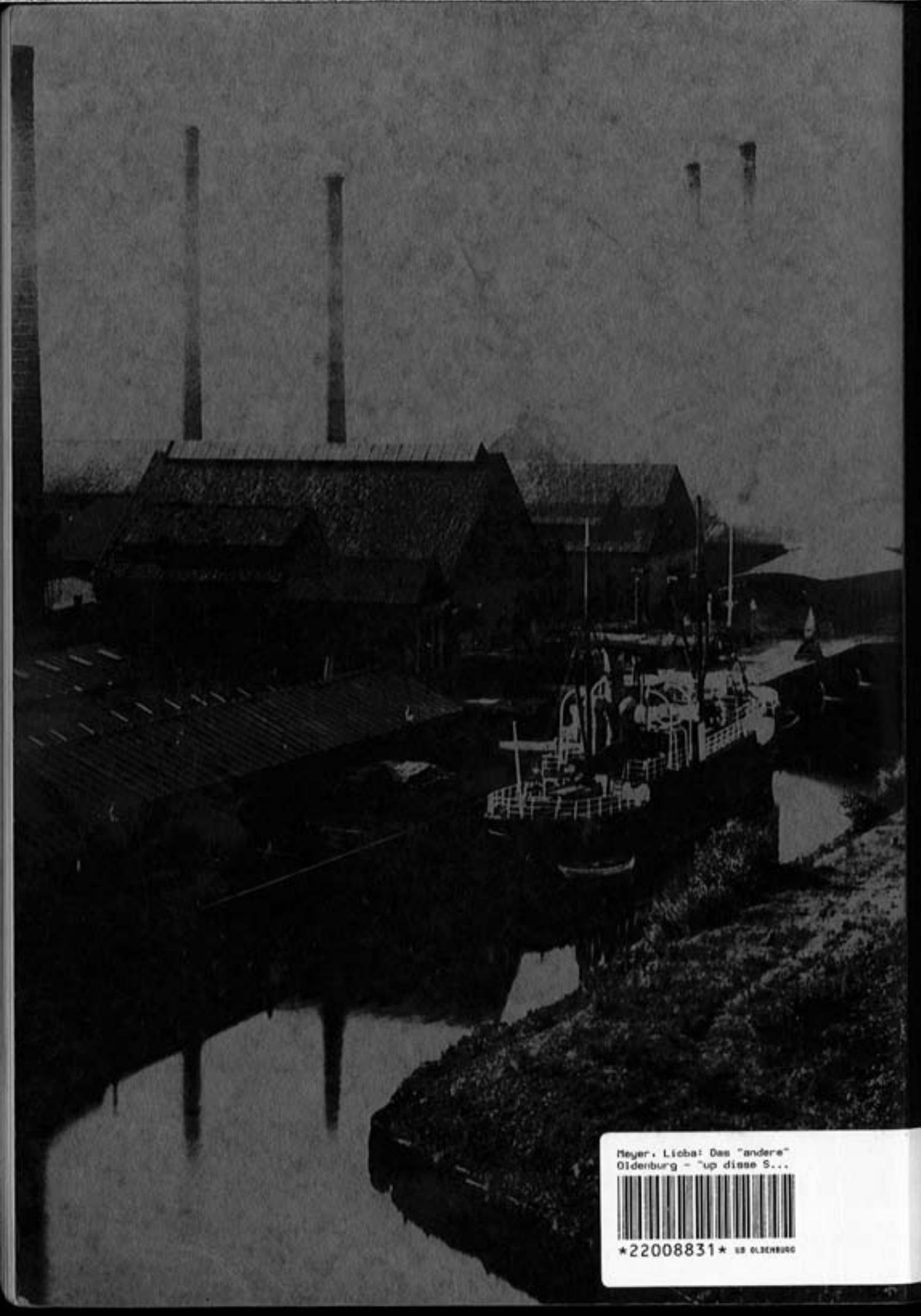
Die Photos stammen aus Privatbesitz und aus dem Firmenarchiv der Oldenburgischen Glashütte.

Die Tonbandprotokolle der erzählten Lebenserinnerungen sind im Archiv des "Vereins zur Erforschung und Bewahrung der Geschichte der Glasindustrie und ihrer Arbeiter" archiviert.

Weiter wurden die Bestände des Oldenburger Staats- und Stadtarchivs und des Firmenarchivs der Oldenburgischen Glashütte ausgewertet.

Der "Verein zur Erforschung und Bewahrung der Geschichte der Glasindustrie und ihrer Arbeiter" bedankt sich bei all denjenigen, die ideell und materiell die Herausgabe dieser Broschüre ermöglichten.





Meyer, Lioba: Das "andere"
Oldenburg - "up disse S...



★22008831★ LB OLDENBURG